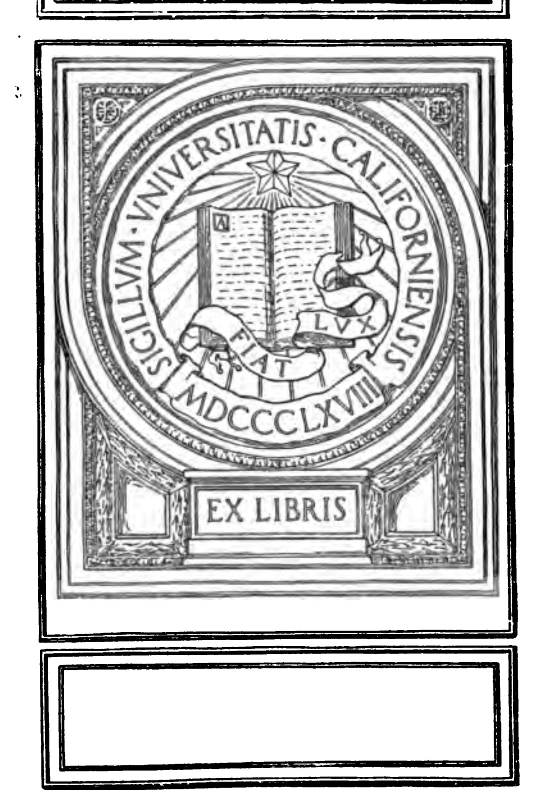


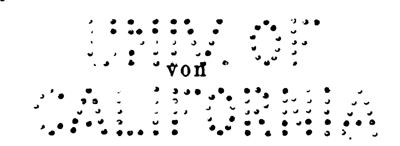

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Digitized by Google

Über

die Aussprache von sp st, g und ng.

Ein Wort zur Verständigung zwischen Nord und Süd



Aug. Diederichs,

Alt-Institutsvorsteher, Ritter des kgl. preufs. Kronenordens IV. Kl.
und des kgl. portug. militär. Christusordens.

Zweite durch einen „Anhang“ vermehrte Sonder-**Ausgabe**
eines in Dr. Vietor's Zeitschrift für Orthographie, Orthoepie und Sprachphysiologie (Oct. 1881 — Apr. 1882) erschienenen Aufsatzes.

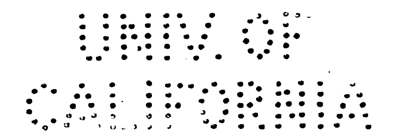
Preis: Mark 1,20.

Jede Buchhandlung erhält für Lehrer und Lehrerinnen, welche 12 Einzel zugleich kaufen, das 12. frei.

Strafsburg,

In Commission bei Karl J. Trübner.

1884.



Hochgeehrter Herr Doktor.

Als ich Ihrem den Rechtschreibungsbestrebungen der gegenwärtigen Kulturvölker gewidmeten, den verschiedensten orthographischen Ansichten unparteiisch geöffneten und dadurch grofsen Lehrreichtum in Aussicht stellenden „Zentralorgane“ die gewünschte Mitwirkung zusagte und „die Möglichkeit, oder vielmehr das Vorhandensein eines sprachlichen Ausgleichs zwischen Süd- und Norddeutschland“ als erste Abhandlung in Aussicht stellte, vor deren Inangriffnahme ich mich jedoch erst einer andern, gröfseren, Arbeit entledigen zu müssen erklärte; sollten sp st, g, ng die Gegenstände meiner Besprechung bilden.

Die in Dr. Frickes „Reform“ kürzlich von Herrn Rifsmann mitgeteilten Äufserungen bekannter Männer (meist Musiker) über die richtige Aussprache des g brachten mich in Versuchung, erwähnte Vorbedingung meines ersten Beitrags unbeachtet zu lassen und gleich „ins Zeug zu gehen“; ruhige Überlegung siegte aber ob. Dafs ich wohl daran gethan habe, dieser zu folgen, beweist Ihr Artikel auf S. 158 — 161 des „Zentralorgans“, welcher ganz derselben Anregung und Überzeugung sein Entstehen verdankt und durch seine Vorzüglichkeit mein bisheriges Schweigen als einen Gewinn für mich und die verfochtene Sache erscheinen läfst. Habe ich doch nun in Ihnen einen anerkannten Sachkenner zum Bundesgenossen und darf nicht nur von der Unparteilichkeit Ihrer Zeitschrift, sondern auch noch von Ihrem persönlichen Interesse für unsere verteidigungswerte Sache erwarten, dafs Sie dieser Zuschrift, als Ergänzung und Stütze Ihres Aufsatzes, freundliche Aufnahme bewilligen werden.

Da ich öfter die Erfahrung gemacht habe, dafs sachkundige Männer, denen ich aufrichtiges Streben nach vollständigster Unparteilichkeit zutraue, sich in dem Glauben irren: sie seien infolge ihres rühmlichen Bestrebens wirklich ganz frei von Voreingenommenheiten und Vorurteilen; so halte ich es aus Selbstmifstrauen für gut, an die Spitze meiner heutigen Mitteilung die Erklärung zu stellen, dafs ich als langjähriger Heger und Verteidiger der nun auch von Ihnen verfochtenen Ansicht, der Aussprache meiner Heimat (Remscheid), zum Teil auch meiner bisherigen Gewohnheit entgegenhandle und mich somit bei nachfolgender Entscheidung offenbar nur durch Vernunftgründe bestimmen lasse.

Ob diese Vernunftgründe auf Sachkenntnis beruhen, könnte ich nach Ihren Auseinandersetzungen unerörtert lassen; ich möchte aber doch bemerken, dafs es bei der mit Recht geforderten Sachkenntnis zunächst auf die Beantwortung der Frage ankommt: welches denn die zu kennende Sache sei, und in dieser Hinsicht darf ich gewifs bei allen die Lauttreue als obersten Grundsatz unserer Schreibungsverbesserung anerkennenden, folgerichtig denkenden und handelnden Lesern auf Zustimmung rechnen, wenn ich nach dem Sprüchwort „der Lebende hat recht“ die Aussprache der Gegenwart und ihre Neigung als die entscheidende Sache bezeichne, deren genauere Kenntnis bei den Gebildeten in betreff des sp und st wenig, in betreff des g und ng aber noch viel zu wünschen übrig läfst.

Gehen wir bei unserer Besprechung vom sp und st aus, so gestehe ich, dafs mir die sogenannt hannöversche Art, diese Buchstaben im Anlaut (z. B. in *s*prechen, *s*tehen) ebenso auszusprechen, wie im In- (We*s*pe, We*s*te) und Auslaut (Wi*s*p, bi*s*t), besser gefällt als die meinige, obgleich ich letztere (in welcher aber nach allgemeiner und auch bergischer Gewohnheit das im dortigen Platt nach r noch übliche schp unt scht fehlt) bei ihrem überwältigenden Vorherrschen und beständigen Vordringen nach dem allein noch unbesiegten Nordwesten Deutschlands, mit Sicherheit als die zukünftige gesamtdeutsche glaube bezeichnen zu können, — ein Glaube, den die bei weitem meisten Fachmänner und Gebildeten mit mir teilen werden.

Mein gröfserer Gefallen an der hannöverschen Aussprache des anlautenden sp und st gründet sich zunächst auf mein musikalisches Gehör, dann aber auch auf die physiologische Thatsache, dafs das s als Zahn- (also Knochen-) reiber ein viel musikalischeres Erzittern herbeiführt als das fleischreibig gröbere sch, dessen mit der ganzen Zungenbreite hervorgebrachter Laut obendrein in der vollmundigen Aussprache gewisser Gegenden etwas so Massiges an sich hat, dafs der mit der Zungenspitze erzeugte s-Laut auch in dieser Hinsicht als der weit feinere sich darstellt und somit unbedingt den Vorzug der Wohllautsfreunde, also vor allen der Musiker verdient.*)

Ob sich dieserhalb die hochehrenwerthen Herren Wagner, Hiller, Grell, Stockhausen, Eckert und Genossen für die hannöversche Aussprache des anlautenden sp und st erklärt haben, ist mir unbekannt, würde mir aber von

*) In den vierziger Jahren verweilte ich eines Tages in der deutschen Buchhandlung des sel. Kefsmann zu Genf, als zwei auf Reise befindliche norddeutsche Damen eintraten, um das eine oder andere zu kaufen. So wie die eine derselben zu sprechen begonnen, wurde ich von dem Wohllaut ihrer Rede förmlich bezaubert. Ich lauschte, um die Ursache dieses Zaubers zu entdecken und konnte ihn in nichts anderm finden, als in der wunderbaren Feinheit und Resonanz ihres in unserer Sprache so häufig wiederkehrenden, bald weichen bald scharfen s. Ich freue mich daher, dafs uns dieser Laut vor p und t in zwei Fällen (im In- und Auslaute) erhalten worden ist, und wenn ich ihn im dritten Falle (im Anlaute) aufgebe, so geschieht das, wie man sieht, nicht aus Liebhaberei, sondern nur aus den nachfolgend ausgesprochenen Gründen.

ihrem besondern Standpunkte aus sehr begreiflich erscheinen; denn ihre Sache — die Musik, welche beim Gesange die möglichst ausschliefsliche Herrschaft der Selbstlaute verlangt, die Mitlaute thunlichst kürzt, deshalb das g als Verschlufs- oder Schlaglaut (weiches k) lieber hat denn als Reibelaut (weiches ch) und somit bei der vom sp und st allein gelassenen Wahl zwischen s und sch wenigstens den gröfsern Wohlklang, also den s-Laut, zur Geltung bringen mufs, — ist eben eine einseitigere als diejenige der Sprachforscher.

Letztere teilen zwar, wenn auch mitunter weniger tief und lebhaft, die Empfindungen und Wünsche der Musiker, machen aber bei ihrem Bemühen, diesen Empfindungen und Wünschen gerecht zu werden, an den vom Sprachgeiste selbst gezogenen Grenzen achtungsvoll Halt; denn sie erkennen nicht nur, sondern achten auch in jeder besonderen Sprache die Schöpfung eines besonderen Volksgeistes und räumen diesem das Recht ein, das eigenartig und keineswegs vollkommen Geschaffene auch eigenartig, wenngleich mangelhaft, aus- und umzubilden. Sie hüten sich wohl, diesem Geiste, von welchem ihr eigner Geist, wie erleuchtet und reich er auch sei, doch nur ein schwaches Teilchen ist, seine Bahn vorschreiben, ihn von seiner selbstgewählten Richtung ablenken oder gar in seinem Laufe hemmen zu wollen. Wie ein vorwärts dringender Wasserstrom viel sicherer, genauer und rascher die Senkung und Rinne des Bodens aufzufinden weifs als der tüchtigste Ingenieur mit allen seinen Kenntnissen und Fachwerkzeugen; so folgt auch die Fortbewegung jeder lebenden Sprache mit wunderbarer Feinfühligkeit der Neigung der betreffenden Volksnatur, so dafs der Sprachingenieur, um letzterer gerecht zu werden, gegen die er sich als Teilhaber weder auflehnen darf, noch wirksam kann, jene studieren und ihr seine Bestrebungen anpassen mufs.

Was lehrt uns nun solch Studium in Bezug auf die Aussprache des sp und st? — Doch allgemein anerkannter- und deshalb nicht näher nachzuweisendermafsen nur dies: dafs einerseits, im Süden Deutschlands, das s dieser Buchstabenverbindungen, in Übereinstimmung mit der dort noch herrschenden mundartlichen Aussprache, sowohl im An- als In- und Auslaut allgemein wie sch ausgesprochen wurde und somit Lautgebilde erzeugte wie *sch*prechen, *sch*tehen — We*sch*pe, We*sch*te — Vi*sch*p (Städtchen im Wallis) und du bi*scht*; dafs andrerseits, im Norden Deutschlands, dieses s im An-, In- und Auslaute, der Volksmundart und Schreibung gemäfs, immer als s gesprochen wurde und vorstehende Wörter wie *s*prechen, *s*tehen — We*s*pe, We*s*te — Vi*s*p, und bi*s*t erklingen liefs, und dafs sich drittens, naturgemäfs vermittelnd, in Mitteldeutschland eine Aussprache herausbildete, welche dem Süden im An-, dem Norden im In- und Auslaute gerecht wurde, also *sch*prechen, *sch*tehen — We*s*pe, We*s*te — Vi*s*p, bi*s*t sprach und durch diese ausgleichende, versöhnende Eigentümlichkeit, trotz der oben erklärten Beliebtheit der jetzt hannöverisch, früher aber in weit ausgedehnterem Sinne nach den ehemaligen Reichskreisen sächsisch genannten Aussprache, immer mehr deutsches Gemeingut ward.

Auf diese Thatsache und die ihr entsprechende Übung und Lehre der Lesekünstler und Schauspieler gestützt, dürfen wir bereits letztere Aussprache (schprechen, schtehen — Wespe, Weste — Visp, bist), als deutsche Hochsprache bezeichnen und die Erwartung hegen, dafs sie verhältnismäfsig bald die Aussprache aller Gebildeten Deutschlands und alles Schriftdeutsch redenden Volks sein werde.*)

Um dieses von der Sprachentwickelung selbst verfolgte Ziel zu gunsten der Einheit rascher herbeizuführen, sollte man endlich besagter vermittelnden Aussprache auch in der Schreibung Ausdruck geben, nachdem vorher der Drilling sch durch ein seinem einfachen Laute entsprechendes einfaches Zeichen, z. B. ein Schleifen-s, ersetzt worden. Die Hannoveraner aber, deren Sache offenbar verloren ist, sollten sich in den billigen Ausgleich um so bereitwilliger fügen, als ihr Widerstand auf einer Unfolgerichtigkeit beruht; denn nachdem sie, ihrer alten Übung entgegen, das anlautende s vor l, m, n und w bereits in das sch der übrigen Deutschen verwandelt und statt *s*lagen, *s*mieden, *s*neiden und *s*wören — *schl*agen, *schm*ieden, *schn*eiden und *schw*ören zu sprechen gelernt haben, ist kein Grund ersichtlich, weshalb sie vor p und t Halt machen und auf halbem oder gar zweidrittel Wege stehen bleiben sollten.

Wer je im kleinen erfahren hat, wie schwer es ist, Deutsche „unter einen Hut zu bringen“, der wird sich des schönen Einigungswerks freuen, welches sich in der vermittelnden Aussprache des sp und st fast vollzogen und welches Nord- und Süddeutschland so rücksichtsvoll ausgleichend in Übereinstimmung gebracht hat.

Wieviel mehr müssen wir uns freuen, wenn wir die Entdeckung machen, dafs auf dem bestrittenen Gebiete des g, wo sich die Deutschen aus ihren entgegenstehenden Sprachlagern „hie Reiber, hie Schläger“ zuzurufen scheinen, wie einst aus ihren Feldlagern „hie Welf, hie Waiblingen“, ein ähnlicher Ausgleich vorhanden und nur geographisch anders verteilt und etwas weniger ausgebreitet ist. Sollten wir bei solcher Freude zögern, die Verallgemeinerung auch dieses Ausgleichs fördern zu helfen, sobald wir erkannt haben, dafs derselbe dem oben besprochenen nicht nur ähnelt, sondern vollständig gleicht, somit offenbar dem Geiste und der Neigung unserer Sprache oder unseres Volks entspricht und des schliefslichen Sieges gewifs sein kann?

---

*) Wer an ihrem durch die Verpreufsung Hannovers und die Militär- und Reichseinheit wesentlich geförderten Vordringen noch zweifeln sollte, der überzeuge sich, wie ich, in den Berliner Kasernen von der bei hannövrischen Soldaten vor sich gehenden Aussprachswandlung, die er bei in Hannover stehenden Nichthannovranern schwerlich in entgegengesetztem Sinne antreffen wird; der beachte auch den von der Frickeschen „Reform“ mitgeteilten Beschlufs eines Rechtschreibungsvereins jener Gegend: in Zukunft, statt der sonderheitlichen hannöverschen Aussprache des anlautenden sp und st, diejenige der übrigen Deutschen zur Richtschnur nehmen zu wollen.

Anlaut süddeutsch, In- und Auslaut norddeutsch! hiefs es vorhin bei der aussöhnenden, siegreich in die letzten Winkel des Widerstandes vordringenden mitteldeutschen Aussprache des sp und st. Teilt demnach die Aussprache des g unser Vaterland ebenso in zwei Lager, wie diejenige des sp und st, so mufs, nach vorstehender Behauptung, die Regel des mitteldeutschen Ausgleichs geradeso lauten.

Nun wird aber das g in Süddeutschland (die Schweiz und Östreich eingerechnet) durchweg als Verschlufs- oder Schlaglaut und nur ausnahmsweise, in den an Mitteldeutschland grenzenden Gegenden, als Reibelaut gehört, während man in Norddeutschland das g nur als Reibelaut kennt und den von den Gebildeten daselbst im Anlaut verwendeten Verschlufslaut nur als Eindringling aus Mitteldeutschland anzusehen hat. Der mitteldeutsche Ausgleich mufs nämlich nicht nur nach dem Gesagten lauten, sondern lautet auch in Wirklichkeit wie folgt: Im Anlaut süddeutsches Verschlufs-g (sogenanntes gelindes k), im In- und Auslaut norddeutsches Reibe-g (sogenanntes gelindes und scharfes ch).

Um für diese Behauptung den Beweis nicht schuldig zu bleiben, stelle ich von den Ergebnissen meiner an zahlreichen Personen verschiedener Gegenden Deutschlands vorgenommenen Untersuchungen hier folgende zusammen und bemerke dazu, dafs

1) mit dem lateinischen g der in Süddeutschland und (ausgenommen vor e, i, eu) auch in Frankreich übliche weiche, mit dem lateinischen k der allgemein gebräuchliche harte Verschlufslaut gemeint ist; dafs ich

2) mit deutschem g den ja nicht mit j zu verwechselnden weichen, mit deutschem ch den diesem g entsprechenden scharfen Kehlreiber bezeichne;

3) mit deutschem j den unserer Sprache eignen weichen, mit lateinischem j (in Ermangelung des von mir hierzu stets verwendeten Jodds[1] mit kleinem Oberschleifchen) den scharfen Gaumenreiber, d. h. das nach e, i etc. in weiten Kreisen gebräuchliche scharfe Jodd darstelle; dafs

4) die kleine Schrift eine ungewöhnliche Schwäche, die dicke oder fette Schrift eine auffallende Schärfe (bezw. Härte) des betreffenden Lauts bezeichnen soll. Stehen . . . .

5) zwei Buchstaben, z. B. g j oder ch j, zusammen, so ist der erste (g, bezw. ch) als bei a, o, u, au, der zweite (j, bezw. j) als bei e, i, ü, eu etc. vorkömmlich zu denken; und erscheint etwa

6) ein Buchstabe in Klammern, so soll damit sein vereinzeltes, ausnahmsweises Vorkommen angedeutet sein, unbeschadet der Wichtigkeit, die er für die betreffende Gegend als mitteldeutscher Vordringling und Annäherungsbote gerade deshalb haben kann. Um

7) die Aufstellung geographisch anschaulicher zu machen, werde ich die Örter, welche ungefähr gleiche geographische Breite haben, nahe anein-

---

[1]) Diese Schreibung des Hrn. Verf. ist (statt „Jot") auf Wunsch desselben beibehalten worden, um das Weichliche der Verjoddelung besser auszudrücken. D. Red.

ander rücken, so dafs jede dieser Namengruppen, abweichend von den dazwischen erscheinenden Einzelnamen, gleichsam eine wagerechte (westöstliche) Schicht einer g-Karte Deutschlands darstellt, soweit dies mit den für vorliegenden Zweck hinreichenden Notizen möglich ist, die ich mir für die Aufstellung von Karten gesammelt habe, durch welche ich die Herrschaftsgebiete der verschiedenen bei der Rechtschreibungsverbesserung zu berücksichtigenden Aussprachen einzelner Buchstaben zur Anschauung bringen möchte.*) Die Einklammerung einzelner Örter besagt, dafs letztere etwas über- oder unterhalb der geographischen Breite der betreffenden Schicht liegen.

	An-,	In-, laut.	Aus-
Bredstedt, Kreis Husum (Schlesw.)	g	g	ch
Steinbeck, Kr. Königsberg in Pr.	ch j	g j	ch j
—			
Ralswick, Insel Rügen	g	g j	ch j
Danzig	g j	g j	ch j
—			
Hamburg	g	g	ch
Grofsziegenort, Kreis Uckermünde	j	g j	ch j
—			
Bund, Kr. Leer (Hann.)	ch	g	ch
—			
Morsom, Kreis Verden (Hann.)	g	g	ch
—			
Gadenstedt bei Peine (Hann.)	g j	g j	ch j
—			
Velen, Kr. Borken (Westfalen)	ch	g	ch
Quelle, Kr. Bielefeld	ch	g	ch
Magdeburg	j	g j	ch j
—			
Wesel	g ch	g	ch

	An-,	In-, laut.	Aus-
Ülzen, Kr. Hamm (Westfalen)	ch	g	ch
Wernigerode (Harz)	g	g j	ch j
—			
Mehr, Kr. Cleve	ch	g	ch
(Hamm, Westf.)	ch	g	ch
Wickede, Kr. Soest	ch	g	ch
(Freienohl, Kr. Arnsberg)	ch	g	ch
Rösenbeck, Kr. Brilon	g	g	ch
(Wolfhagen b. Kassel)	g	g	ch
Göttingen	ch	g	ch
—			
Hülchrath, Kr. Grevenbroich (Rheinpr.)	j	j	ch j
Remscheid, Rgbz. Düsseldorf	g	g	ch
Marienheide bei Gummersbach (Rheinpr.)	ch j	g j	ch j
Wabern, Kr. Fritzlar	g	g j	ch j
—			
Köln	j	g j	ch j
Hamm a. d. Sieg	g	g j	ch j
Siegen	ch	g j	ch j
Dorfgeismar	g	g j	ch j
—			

*) Diejenigen Leser, welche mich mit weiteren durchaus zuverlässigen Notizen dieser Art zu versehen so gütig sein wollen, müssen die in diesem Aufsatze besprochenen Buchstaben (sp, st, g, ng) in allen möglichen Stellungen zu den verschiedenen Selbst- und Mitlautern sorgfältigst untersuchen und womöglich mitteilen, welche Aussprache 1) die Volksmundart, 2) das Hoch- oder Schriftdeutsch der grofsen Menge, 3) das für gebildeter gehaltene Hochdeutsch der ihrem ungefähren Prozentsatze nach zu bestimmenden Vornehmen jedes Ortes zeigt. Bis Ende März wolle man solche Zusendungen gef. franco nach Genf, später, unter der äufseren Aufschrift „Sprachliches" an meinen Bruder Karl Diederichs, 2 Königsstr., Bonn richten.

	An-,	In-, laut.	Aus-
Niederberg bei Ehrenbreitstein	g	j 𝔧	𝔠𝔥 j
Dörnberg a. d. Lahn	g	𝔤 𝔧	𝔠𝔥 𝔧
Sterbfritz, Kr. Schlüchtern	g	𝔤 𝔧	𝔠𝔥 j
Alscheid, Kr. Bittburg	𝔧	𝔤 𝔧	𝔠𝔥 j
Erdorf, Kr. Bittburg	g	𝔤 𝔧	𝔠𝔥 j
Enkirch b. Zell a. d. Mos.	g	𝔤 𝔧	𝔠𝔥 j
Frankfurt a/M.	g	𝔤	𝔠𝔥
Hoppstädten, Kr. Meisenheim	g	𝔤 𝔧	𝔠𝔥 𝔧
Würzburg	g	𝔤 𝔧	𝔠𝔥 j
Ottweiler, Rgbz. Trier	g	𝔤 𝔧	𝔠𝔥 j
Mannheim	g	𝔤	𝔠𝔥

	An-,	In-, laut.	Aus-
Nürnberg	g	𝔠𝔥	𝔠𝔥
Graben, Karlsruhe	g	g 𝔤	g 𝔠𝔥
Brackenheim, zw. Heilbronn u. Stuttg.	g	g	k
Rastatt	g	g	g
Rosheim, Kr. Molsheim (Elsafs)	g	g	k
Tuttlingen a/Donau	g	g	k
Blötzheim bei Basel (Els.)	g	g (𝔤)	k
Langenargen bei Friedrichshafen	g	g	g
Lindau	g	g (𝔤)	g

Wenn man die Angaben dieser Aufstellung miteinander vergleicht, so findet man, dafs auf dem linken Rheinufer das ausschliefsliche süddeutsche Verschlufs-g zwar über Strafsburg hinaus, aber nicht bis nach Ottweiler reicht, folglich zwischen diesen beiden Örtern seine nördliche Grenze findet. Diese wird, da im Grofsherzogtum Baden Rastatt noch ausschliefsliches Verschlufs-g hat, in Karlsruhe aber schon das Reibe-g auftritt, auf beiden Seiten des Rheins in einem Breitenkreise zu suchen sein, der zwischen letztgenannten Städten durchgeht.

In Würtemberg, unter dessen Vertretern ein allerdings früh ausgewanderter Lippertsreuthe'ner (Amt Überlingen) zu meiner Verwunderung „gegenwärtich", und auch ein zwei Stunden nördlich von Stuttgart gebürtiger Herr „gegenwärtich" sagte, überhaupt die Endsilbe ig immer wie ich sprach, sehen wir die Herrschaft des Verschlufs-g etwas höher nach Norden reichen als im Badischen; doch ist anzunehmen, dafs sie nicht über Heilbronn hinausgeht, sondern diese Stadt bereits ausschliefst, weil einerseits Heilbronn, infolge seines regen Verkehrs mit der Rheingegend, das Heidelberger und Mannheimer Reibe-g bereits angenommen haben wird, und weil andrerseits schon Brackenheim die Grenzlinie überschreitet, deren westlichen Durchgangspunkt wir zwischen Rastatt und Karlsruhe gefunden und deren östlichen Durchgangspunkt wir, da Nürnberg bereits im In- und Auslaut scharf ausgeprägtes Reibe-g besitzt, einige Stunden südlich von dieser Stadt zu suchen haben, wo, nach der Aussage meines Nürnberger Gewährsmannes die altbayerische Mundart beginnt.

Böhmen bei Seite lassend und uns für die, übrigens durch ihren Eisenbahnruf „fertig" hinreichend gekennzeichnete Schweiz und für die deutsch-

östreichischen Donauländer mit der an Gewifsheit grenzenden Wahrscheinlichkeit begnügend, dafs sie ihrer geographischen Lage wegen nur eine südliche Verlängerung des soeben gegen Norden abgegrenzten ausschliefslichen Verschlufs-g-Gebietes sein werden, sind wir somit berechtigt, dieses Gebiet wie folgt zusammenzusetzen: Unterbayern, Oberbayern, Schwaben mit Neuburg, Würtemberg mit Ausschlufs seiner Main- und Unterneckar-Gegenden, Baden mit Ausnahme seines pfälzischen und mainischen Unterlandes, Elsafs, die deutsche Schweiz, Tirol, Kärnten, Salzkammergut, Ober- und Nieder-Östreich, Steiermark.

Wie wir mit der Aufstellung der Nordgrenze des Gebiets des ausschliefslichen Verschlufs-g zugleich die Südgrenze der mitteldeutschen Ausgleichssprache gewonnen haben; so werden wir, indem wir dieser Ausgleichssprache (g, g, ch) nordwärts bis zu ihrem Erlöschen nachgehen, mit ihrer Nordgrenze zugleich die Südgrenze des ausschliefslichen Reibe-g entdecken.

Auf dem linken Rheinufer zeigen zwei in der geographischen Breite der Mainmündung liegende Örter des rheinpreufsischen Kreises Bittburg, nämlich Alscheid und Erdorf, das in- und auslautende g mit ganz gleicher Aussprache als Reibelaut (g j, ch j), das anlautende dagegen ist für Alscheid mit j, für Erdorf mit g bezeichnet. Hier ist somit zwischen mittel- und norddeutscher Aussprache ein Grenzpunkt gefunden, welcher die letztere noch jetzt bis an die Scheidelinie von Nord- und Süddeutschland in unbeschränkter Herrschaft zeigt. Sollte diese Thatsache allein nicht hinreichen, um diejenigen, welche die allgemeine Annahme des ausschliefslichen Verschlufs-g auf ihre Fahne schreiben, bedenklich zu machen und, der Ausgleichsthätigkeit Mitteldeutschlands gegenüber, von der Unbilligkeit und Undurchführbarkeit ihres Verlangens zu überzeugen?

Auf dem rechten Moselufer zeigt uns Enkirch, dem ich aus meinen Notierungen noch Metzenhausen (Kr. Simmern) mit g, g j, ch j beifügen kann, die mitteldeutsche Ausgleichssprache, und dürfen wir somit wohl das rechte Moselufer ganz, das linke aber nur in schmalem Saum von Erdorf bis Andernach oder Remagen zum Gebiete der Ausgleichssprache rechnen.

Auf der rechten Rheinseite sehen wir das Mitteldeutsche in fortgesetzt nordöstlicher Richtung immer höher nach Norden vorrücken und — mit Ausnahme des Wiedgebiets (Altenkirchen: g, **g j**, ch j; ja sogar Hamm a. d. Sieg: **g**, g j, ch j) — genau der Wasserscheide folgen, welche zwischen Wied, Sieg, Lenne, Ruhr einerseits und Lahn, Eder, Diemel andererseits der Weser zuläuft.

Ehe wir diese erreichen, stellt sich westlich von derselben Rösenbeck (Kr. Brilon), östlich von ihr Göttingen mit ausschliefslichem Reibe-g dar, so dafs wir kaum fehlgehen werden, wenn wir in der Nähe Mündens, welches vielleicht noch kurhessische und thüringische Ausgleichssprache redet, den Punkt der Weser suchen, wo in betreff des g Mittel- und Norddeutschland sich begegnen.

Wie ich soeben sagte und durch die Erkundigung bei befreundeten Gothanern und Weimaranern bestimmt weifs, gehört Thüringen in Bezug auf die Aussprache des g zu Mitteldeutschland. Ob das auch von dem thüringischen Teile der preufsischen Provinz Sachsen und vom Harze gilt, wage ich sowohl der vor dem westlichen Eingange der Unstrutthäler herrschenden scharfreibigen Göttinger Aussprache gegenüber nicht zu behaupten, als der Möglichkeit wegen, dafs das wernigerodesche g der Aussprache der Gebildeten, nicht aber derjenigen des Volks angehöre.

Nehmen wir aber an, im Harz habe auch das Volk mitteldeutsche Übergangs- und Ausgleichssprache, so ist besagtes Gebirge doch wohl sicherlich die Spitze des Keils, den die aussöhnende, einigende Thätigkeit Mitteldeutschlands in das norddeutsche Gebiet des ausschliefslichen Reibe-g hinein getrieben hat; denn nordnordwestlich (des westnordwestlichen Quelle nicht zu gedenken) stofsen wir in Gadenstedt bei Peine und nordöstlich in Magdeburg auf das ausschliefsliche Reibe-g der Volkssprache, welches Reibe-g, nach der Aussage eines in Halle als Professorssohn gebornen, aber seines wechselnden Wohnorts wegen aussprachlich unzuverlässigen Gewährsmanns, auch in dieser Universitätsstadt herrschen soll und somit auch von Osten her den Harz als Keilspitze erscheinen läfst.

Durch das bisher Gesagte ist für die westlich von der 30. Mittagslinie gelegene bei weitem gröfsere Hälfte Sprachdeutschlands, also für mehr als Zweidrittel Reichsdeutschlands und für das ganze Altdeutschland der Nachweis geliefert, dafs unser Volk durch die verschiedene Aussprache des g in zwei entgegengesetzte Lager geteilt ist, die sich dadurch noch schroffer gegenüber stehen als die beiderseitig reiblautigen Spesteer und Schpeschteer, dafs erstens g einen von g und ch der Art nach ganz verschiedenen Laut darstellt und zweitens der mitteldeutsche Ausgleich zwischen beiden noch nicht so sehr zur Vorherrschaft gelangt ist, wie bei sp und st.

Dafs dieser Ausgleich aber vorhanden ist und sich bereits von der mittleren deutschen Donau bis zum Harzgebirge erstreckt; — dafs vereinzelte Reibe-g sogar in der äufsersten Südwestecke des Reichs angetroffen werden und als Vorboten des Ausgleichs erscheinen, denen eine so entgegenkommende Aufnahme und gastliche Einquartierung zu teil wird, dafs einer der oben erwähnten Musiker darüber von Stuttgart aus glaubt bittre Klage führen zu müssen; — dafs wir ferner, nach obiger Aufstellung, in Verden und Hamburg, ja selbst in dem hochnördlichen Bredstedt (Kreis Husum) auf anlautendes (nicht aber auf in- und auslautendes) Verschlufs-g stofsen, dieses auch auf der Insel Rügen eingetragen finden und östlich wie westlich von der Unterelbe als Kennzeichen der Gebildeten gelten sehen: Das ist's, was mich — und nun hoffentlich auch die vorurteilsfreien Leser — bestimmt, hier wie beim sp und st die Regel aufzustellen „Anlaut süddeutsch, In- und Auslaut norddeutsch; **„Anlaut Verschlufs-g, In- und Auslaut Reibe-g!“**

Einer, der meine Freude über diesen vorgeschrittenen Ausgleich teilt und diesen nach meinen eigenen Angaben schon in eben genannten hoch nörd-

lichen Städten für volkssprachlich eingebürgert halten möchte, könnte hier verwundert fragen: „Was berechtigt Sie denn, das anlautende Verschlufs-g „genannter Städte nicht eben so gut für Volksaussprache zu nehmen, wie „das gleiche g der früher angeführten Städte; könnte der mitteldeutsche „Keil nicht bereits bis Husum eingedrungen sein, die Verbindung der „aussprachlich übereinstimmenden ost- und westelbischen Bevölkerungen ge„sprengt und dadurch ihre schliefsliche Besiegung in verhältnismäfsig nahe „Aussicht gestellt haben?"

Hierauf erwidere ich, indem ich auf meine bezüglich des Unstrut- und Harzgebiets über das wernigerode'sche Verschlufs-g gemachte Bemerkung zurückweise, dafs ich die von mir verteidigte Ausgleichssprache, aus Scheu vor Übertreibung und aus Furcht vor berechtigten Angriffen, lieber unter- als übergünstig hinstelle, überdies aber auch noch andere Gründe für mein vorsichtiges Verfahren habe. Während wir nämlich zwischen den ganz gleichartigen rheinisch-westfälischen und den ebenfalls gleichartigen rheinhessisch-nassauisch-kurhessischen Notierungen eine scharf gezogene Grenze fanden und diese obendrein mit einer langen Wasserscheide zusammenfallen sahen, welche die Annahme ihrer Richtigkeit nur verstärken konnte; sehen wir uns unterhalb der Werra- und Fuldavereinigung, — wo ganz grade Wege vom Göttinger ch zum Wernigeroder g und Magdeburger j, — oder vom Wernigeroder g zum Gadenstedter (Peiner) g j und Verdener g, dann mit etwas südlicher Ablenkung zum Bunder (Leerer) ch führen — einem widerspruchsvollen Durcheinander gegenüber, welches der Natur und Wirkung einer nicht sprung- sondern schrittweisen Sprachbewegung widerspricht. Und während das bei Nassauern und Hessen als allgemein gültig verzeichnete anlautende Verschlufs-g mit meinen Erinnerungen an Land und Leute übereinstimmt, sagen mir diese allerdings nicht ganz zuverlässigen Erinnerungen, sowie einzelne Erkundigungen, dafs besagtes g in den niederdeutschen Ebenen nicht zur Eigentümlichkeit der Volkssprache gehöre, sondern ein Kennzeichen der gegen das dort volkstümliche Jodd ankämpfenden Schule und gebildeteren Familie sei. Weifs man ja doch, dafs der gebildetere Berliner, dem sonst der Schnabel sprichwörtlich für „eine jute jebratene Jans als jute Jabe Jottes" gewachsen ist und der deshalb nach eines berühmten Reichstagsredners Grundsatze Unrecht hat, anders zu reden und zu schreiben, dies anlautende Jodd durch Verschlufs-g ersetzt, und habe ich doch neulich noch von einem Studenten, dem ich meine Magdeburger Aufzeichnung verdanke, auf Befragen erfahren, dafs seine anlautenden Verschlufs-g, die ich deshalb durch j ersetzt habe, keineswegs der Magdeburger Volkssprache eigen, sondern eine ihm persönlich etwas erkünstelt scheinende, aber allgemeine und zum guten Ton gehörende Angewohnheit der Gebildeten seien.

Mit dem hier Gesagten stimmt folgende Bemerkung Joh. Friedr. Danneil's auf S. 59 seines Wörterbuchs der altmärkisch plattdeutschen Mundart (Salzwedel 1859) überein, auf deren Ungenauigkeit in Betreff des inlautenden g ich später ihres auch anderweitigen Vorkommens wegen zurück zu kommen

gedenke: „In einem altmärkischen Idioticon sollte genau genommen der „Buchstabe g ganz fehlen, da der Altmärker, ebenso wie der Berliner, sich „stets des consonantischen J statt desselben im Sprechen bedient.“

Als weitere Unterstützung meiner Ansicht über den in der norddeutschen Volkssprache ausschliefslich geltenden Reibelaut dienen für die ostelbischen Lande meine Königsberger, Danziger und Stettiner Aufzeichnungen, für die westelbischen diejenigen von Magdeburg, Göttingen, Peine und Leer, und wenn die (abweichend von Wenigerode und Hamburg) Angehörigen der unteren Stände, nämlich Soldaten der Berliner Kaiser Franz-Kaserne, abgelauschten Notierungen von Rügen, Husum und Verden damit nicht übereinstimmen, so lassen sich diese wohl so erklären: dafs die betreffenden Soldaten gebildeteren Familien entstammen konnten, deren Vermögen, abgesehen von dem vielleicht ungenügenden Wissen ihrer Söhne, den einjährigen Freiwilligendienst nicht gestattet haben mochte.

Wollte mir aber Jemand Dr. Herm. Hufs'ens Schrift: „Das Deutsche im „Munde eines Hannoveraners (1879)“ entgegen halten, aus dem man nicht einmal mit Sicherheit ersehen kann, ob seine Angaben sich auf die Angehörigen der blofsen Stadt Hannover, oder auf die schwerlich übereinstimmenden Bewohner des ganzen ehemaligen Königreichs beziehen; so würde ich — da das Buch offenbar nur die gebildeten Hannoveraner vor Augen und die ausländischen Erlerner unserer Schriftsprache im Auge hat — meine Meinung durch solch einen Hinweis nicht beeinflussen lassen, mich vielleicht aber aufgefordert fühlen, den Nichtkennern oder Nichtbeachtern des mitteldeutschen Ausgleichs in diesem nochmals den unwiderstehlichen Eroberer und Einheitsstifter nachzuweisen, der sich zunächst die Vornehmen geneigt zu machen weifs, durch sie und den von ihnen ausgehenden guten Ton in alle gebildeten Kreise und damit in die Schule dringt, und schliefslich alles schriftdeutsche Lesen und Sprechen beherrscht, zur Freude nachdenkender Vaterlandsfreunde, denen eine dem Ohr und Geiste wohlgefällige Mannichfaltigkeit der Aussprache nur insoweit lieb ist, als dieselbe nicht die Einheit unserer verbesserungsbedürftigen Rechtschreibung und das hochwichtige äufsere Ansehen unserer Sprache gefährdet.

Zur Aufstellung des Herrschaftsgebiets des Reibe-g übergehend, kann ich dasselbe nunmehr wie folgt zusammensetzen:

Rheinpreufsen mit Ausschlufs des Mosel-, Nahe- und Wiedgebiets, Westfalen, Oldenburg, Hannover, freie Städte, Schleswig-Holstein, Lippe, Braunschweig, Anhalt, Mecklenburg und Pommern, Brandenburg und preufsisch Sachsen mit etwaigem Ausschlufs der an die thüringischen und königlich sächsischen Lande grenzenden Teile dieser beiden Provinzen.

Die Herrschaft des mitteldeutschen Ausgleichs ergibt sich nach den vorhergegangenen Aufstellungen des süddeutschen Verschlufs-g- und des norddeutschen Reibe-g-gebiets von selbst und erstreckt sich über:

Rheinbayern, Rheinhessen, die Nahe-, Saar- und Moselufer Rheinpreufsens, die badischen und würtembergischen Unterneckar- und Maingegenden, das

bayerische Ober-, Mittel- und Unterfranken, das grofsherzogliche Unter- und Oberhessen, das rheinpreufsische Wiedbecken, die Provinz Hessen-Nassau, Waldeck, die thüringischen Staaten, das Königreich Sachsen und etwa noch die an letztere Länder stofsenden Säume der preufsischen Provinzen Sachsen und Brandenburg.

Von den unberücksichtigt gebliebenen deutschredenden Bevölkerungen Böhmens, Mährens, Schlesiens, Posens, West- und Ostpreufsens, über welche ich von S. 253 der Rumpelt'schen Lautlehre (Berlin 1860) die Angaben P. Wackernagels heranziehen könnte, sind nur letztere Provinzen und zwar, Wackernagel entgegen, mit Reibe-g in meinen Aufzeichnungen vertreten. Ich werde mich daher eines für unsern Zweck gar nicht mehr nötigen und der gemischten Volksstämme wegen ganz besonderer Vorsicht bedürfenden Urteils über die Aussprache dieser Gegenden enthalten, um so mehr als mir die beklagenswerte Zuversicht, mit welcher sonst hochachtbare Sprachgelehrte an sich unrichtige oder in ihrer Allgemeinheit unzutreffende Aussprachdarstellungen in die Welt senden, nur zu sehr bekannt und zur Warnung geworden ist.

Im Anlaute süddeutsches Verschlufs-g (sogenanntes gelindes k), **im In- und Auslaute norddeutsches Reibe-g** (sogenanntes weiches und scharfes ch): das ist die nunmehr durch Thatsachen nachgewiesene, der ausgleichend versöhnenden und deshalb immer weiter und rascher um sich greifenden Aussprache Mitteldeutschlands entlehnte g-Regel für unsere zukünftige Gesamtsprache. Diejenigen, welche diese Überzeugung mit mir teilen und ihre Überzeugung, wie es die Sittlichkeit erfordert und das Gewissen verlangt, in That und Gewohnheit umzusetzen geneigt sind, werden nun mit mir selber zur Anwendung der gewonnenen Aussprachregel übergehen wollen, und dies im Anlaute, d. h. in betreff des Wörter (also auch die Vorsilbe ge) und Wortstämme beginnenden g, nur als Norddeutsche ungewohnt, aber selbst als solche ohne Schwierigkeit finden; sie werden fortan auf süddeutsche Art, ganz wie im französischen „garçon“ oder im englischen „girl“, Wörter nachfolgender Art ohne Anstofs (und hoffentlich auch ohne, andernfalls aber zu überwindende falsche Scham) richtig aussprechen: **Gabe, geben, gegeben, Giebel, Gott, gut, Gärten, Göthe, Güte; Galle, vergällen; ganz, ergänzen; Geld, gelten, vergelten, gegolten; Gift, Mitgift; Gunst, mit Vergunst; Glück, glücken, Unglück, verunglücken; gackern, Gegacker.**

Sowie ich aber meine Überzeugungs- und Gesinnungsgenossen von dieser Anlautsübung zur In- und Auslautsübung übergehen sehe, höre ich sie, die Augen nach meinen Aufzeichnungen gerichtet, verlegen fragen: Wie ist es denn aber mit den verschiedenartigen Reibelauten zu halten? Sollen, wie in so vielen der verzeichneten Örter, nur die Kehlreiber (g ch) gelten, oder, was in Ihren Aufzeichnungen zwar ohne Beispiel, in der „juten jebratenen Jans“ aber Regel ist, nur die Gaumenreiber (j j), oder, der etwas überwiegenden Örterzahl entsprechend, beide nebeneinander (g ch nach a, o, u, au — j, j nach e, i, ä, ö, ü, ai, ei, aü, eu, l, r)? Und sollen, der grofsen Mehrzahl Ihrer Auf-

zeichnungen gemäſs, die Inlaute weich, tönend (= g, j) sein, oder hart, scharf, tonlos (= ch, j) wie im Oberbergischen (Marienheide), an der Unterlahn (Dörnberg), im Meisenheimischen (Hoppstädten), in Frankfurt a/M. und in Franken (Würzburg, Nürnberg)?

Auch diese natürlichen Fragen, deren Gegenstand so leicht den Ausgleich hätte miſslingen lassen und den bestehenden Zwiespalt verewigen können, sind vom Sprachgeiste oder sprachlichen Volksinstinkte bereits günstig entschieden und zwar bei den gebildeten Mitteldeutschen selber ebensowohl wie bei ihren ehrenwerten Nachahmern.

Daſs g nicht wie Jodd ausgesprochen werden dürfe, für dessen Laut wir einen besonderen Buchstaben (j) haben, erscheint nämlich den gebildeten und auf gute Aussprache haltenden Bewohnern der Joddgegenden so selbstverständlich, daſs grade diesem Umstande die rasche Verbreitung des anlautenden Verschluſs-g in Norddeutschland zugeschrieben werden muſs. Diesem günstigen Umstande ist auch die Gutwilligkeit zu verdanken, welche man bei joddelnden Deutschen, falls sie nach guter Aussprache trachten, antreffen wird, sobald es sich darum handelt, ihren nach e, i etc. gewohnten scharfen Gaumenreiber, den ich in Ermangelung eines meinem oberschleifigen Jodd entsprechenden Druckbuchstaben mit lateinischem j dargestellt habe, durch den weiter rückwärts erzeugten kehlreibigen Ichlaut (ch nach i etc.) zu ersetzen, der mitten zwischen den beiden Ansatzstellen gebildet wird, wo der Jodd- und der Achlaut (ch nach a etc.) entstehen. Nur muſs man in solchem Falle, da wir wohl für weiches, nicht aber für scharfes Jodd einen besondern Buchstaben haben und deshalb das Vorhandensein eines scharfen Jodd in deutscher Rede gar nicht zu vermuten und zu gewahren pflegen, auf diesen widerwärtig weichlichen Laut besonders aufmerksam machen, damit er, um entfernt werden zu können, erst richtig erkannt werde.

Ebensowenig Schwierigkeiten, wie vorstehend besprochene Wahl zwischen g ch und j j, verursacht die Wahl zwischen der Weiche und Härte dieser Laute. Selbst diejenigen, deren Aussprache zwischen weichen und harten Mitlautern kaum einen Unterschied erkennen läſst, betrachten g ebensogut wie b, d, ſ als weichen Mitlauter, räumen diese Eigenschaft dem g als Inlauter offen ein und leugnen, falls sie nicht aus gewissen Gegenden des ausschlieſslichen Verschluſs-g-gebietes und in Bezug auf diese zum Gegenteil berechtigt sind, die Schärfe nicht, welche das g im Auslaut ebensogut hat, wie b, d und ſ in Wörtern wie „ab“, „Hand“, „Wieſ“.

Da den Süddeutschen der scharfe Ich- und Achlaut aus Wörtern wie „nicht“ und „Nacht“ richtig bekannt und ganz geläufig ist, so kann ihnen auslautendes g in Wörtern wie Hag, Weg, lieg, flog, Trug etc. gar keine, und inlautendes g in Wörtern wie sagen, baggern, Säge, Egge, Ziege, gezogen u. s. w. nur solche Schwierigkeiten machen, wie ihnen dieselben bei allen anderen weichen Mitlauten (b, d, ſ) entgegen treten, deren richtige (tönende) Aussprache sie sich schon der Erlernung fremder Sprachen wegen sehr angelegen sein lassen müssen.

Ein sehr grofser Teil der Mittel- und Norddeutschen — diejenigen nämlich, deren in- und auslautendes g von mir mit alleinigem g und ch bezeichnet worden ist, können in der letzteren betreff ebenso bei ihrer Gewohnheit verharren, wie es die Süd- und Mitteldeutschen in Bezug auf den Anlaut konnten. Somit wird eine Doppelaufgabe blofs denjenigen (Nord-) Deutschen zugemutet, die sich nicht nur im Anlaut das ungewohnte Verschlufs-g (sogenannte gelinde k) an-, sondern auch im In- und Auslaut das nach e, i etc. gebräuchliche weiche und scharfe Jodd abzugewöhnen haben, um den echten, kehlreibigen Ichlaut an dessen Stelle zu setzen.

Da letzterer, wie oben gesagt, an einer Stelle der Kehle erzeugt wird, die zwischen den Ansatz- oder Annäherungsstellen des Achlauts und Jodd in der Mitte liegt, so braucht man sich blofs letztere, falls das bessere Mittel eines nachzuahmenden guten Vorsprechers nicht zur Verfügung steht, bei der Aussprache von ach — ij, facht — Sijt, lacht — Lijt u. s. w. genau zu merken, das alleinige ch der Vorderwörter im Halse soweit stufenweise emporsteigen zu lassen, bis es die Mitte der Ansatzstellen des Achlauts und Jodds erreicht hat und nun mit Benutzung dieser wohlgemerkten Stelle von neuem die Wörter „ich, Sicht, Licht“ u. s. w. auszusprechen, deren ch alsdann dem Achlaut sehr, dem Joddlaut aber wenig ähnlich sein wird, weil dieser Gänselaut mit der vorderen Zungenfläche im Hartgaumen, statt mit dem Zungenrücken in der Vorderkehle (dem vordern Weichgaumen) erzeugt wird.

Wer es noch nie gethan haben sollte, der mache — auch wenn ihm die oben erwähnte Doppelaufgabe nicht gestellt ist — den hier angedeuteten leichten Versuch: den Kehlreiber von seiner tiefsten Stelle stufenweise zu seiner höchsten emporzuführen, d. h., ohne Hinzufügung irgend eines Selbstlauts, aus der Achlage allmählich in die Ichlage aufsteigen zu lassen. Er wird alsdann finden, dafs wir den Laut durch manche Zwischenstufen hindurch führen können, ohne dafs, aufser der allmählichen Hebung des Unterkiefers, die thätigen Sprechwerkzeuge und die erzeugten Laute eine wesentliche Änderung empfinden lassen, dafs aber, sowie man den Versuch über den Ichlaut hinaus fortsetzen will, die bis dahin zwar allmählich mit gestiegene und vorgerückte, aber doch immer mindestens hinter den unteren Schneidezähnen zurückgehaltene Vorderzunge sich plötzlich erhebt, vorschiebt, den vordern Ausströmungsraum ungemein verengt und ihre Seitenränder gegen die Oberzähne drückt, zwischen welchen nun die Zungenfläche ein viel breiteres Reibegebiet herstellt und einen ganz andern Laut erzeugt, als vorher der der Furche des obern Weichgaumens genäherte Zungenrücken.*)

*) Will jemand diesen gefühlsmäfsigen Versuch gesichtsmäfsig machen, so wird er finden, dafs beim Achlaut die mit ihrer Spitze auf den Boden des Untermundes gestemmte und so weit als möglich zurückgezogene Zunge sämtliche Unterzähne und den ganzen Gaumen mit seiner Zahneinfassung erschauen läfst und steil zu der Grenze des Hart- und Weichgaumens (dem Kehlanfang) aufsteigt, wo die Furche des letztern über der flach gewölbten Zunge eine kleine Öffnung darstellt, aus welcher das Reibungsgeräusch hervorströmt und

Der hier beschriebene Vorgang erklärt einerseits die Darstellung des Ich- und Achlauts durch dieselben Buchstaben (g· ch — wiegen, wagen; riechen, Rachen), andrerseits aber auch die Darstellung des Joddlauts durch ein besonderes Zeichen, unser j. Dafs dieses j (J) nur im Anlaut von Wörtern wie ja, Jubel etc. geschrieben worden ist, nicht aber für verjoddeltes g und ch überhaupt, ist für die allgemeine Annahme der von mir aufgestellten Aussprachregel von grofsem Vorteil, erklärt es aber auch, dafs für den scharfen Joddlaut, für welchen ich mich schreibend eines j mit kleiner Oberschleife bediene, kein besonderer Buchstabe erfunden und angewandt worden ist.

Nachdem ich im ersten Teile dieses Aufsatzes eine dem nun fast allgemein herrschenden mitteldeutschen Ausgleiche entsprechende Schreibung des anlautenden sp und st, nämlich die Ersetzung des s durch einen von ihm abgeleiteten einfachen Buchstaben für sch, als zeitgemäfs anerkannt und empfohlen habe, wird man vielleicht auch einen Vorschlag für die ausgleichsmäfsige Schreibung des g von mir erwarten.

Ich stehe nun zwar nicht an zu erklären, dafs es verkehrt sein würde, auf die Dauer mit einunddemselben Buchstaben so verschiedenartige Dinge bezeichnen zu wollen, wie es Verschlufs- (Schlag-) und Reibelaute sind; auch habe ich längst für das deutscheigenartig in- und auslautende g einen dem deutschen g entlehnten aber lateinschriftlich gestalteten Buchstaben ausgedacht: allein ich würde es doch für verfrüht halten, wenn man den Unterschied zwischen anlautendem und in- und auslautendem g schon jetzt in die Schreibung einführen wollte. Bevor dies geschehen kann, mufs erst meine Aussprachregel in Theorie und Schule eine noch allgemeinere Anerkennung und Verbreitung gefunden haben, als in der nachgewiesenen Volkspraxis, welch letztere dann mit stets wachsender Schnelligkeit um sich greifen und um so früher zur Allgemeinherrschaft gelangen wird, je zeitiger man sie in die Rechtschreibung einführt. Sollte dahin dieser Aufsatz führen helfen, so würde ich mich glücklich schätzen, ihn als Friedensboten und Einheitsstifter in die geteilte deutsche Lehrer- und Volkswelt gesandt zu haben.

Zur Unterscheidung und Übung: a) der harten (tonlos scharfen) und weichen (tönenden) Ach- und Ichlaute seitens der Süddeutschen, b) der wei-

---

welche man deshalb, statt des weiter nach hinten gelegenen Gaumensegels oder Zäpfchens, für die Ansatzstelle des Achlauts zu halten versucht ist. — Beim Ichlaute stemmt sich die ausgedütete Zungenspitze an die Wurzel der untern Vorderzähne, verdeckt in ihrer Vorgeschobenheit und löffelartigen Seitenerhebung sowohl den vorhin freien Mundboden als die hinteren Unter- und Oberzähne, läfst jedoch im Ausströmungsraume noch die ganze Breite der Zunge da erkennen, wo man, abermals irrtümlich, die Ansatzstelle des Ichlauts vermutet, welche vielmehr auf der Grenze des harten und weichen Gaumens, also dort liegt, wo wir vorhin die Erzeugung des Achlauts für möglich hielten. Die bei diesem Ichlaut schon eintretende Ausdütung der Zungenspitze ist endlich beim Joddlaut alles, was wir, aufser den einander sehr genäherten oberen und unteren Vorderzähnen, vom Munde zu sehen bekommen.

chen und harten Jodd- und g-Laute seitens der joddelnden Mittel- und Norddeutschen mögen nun noch folgende Zusammenstellungen denjenigen Lesern dienen, die es der leidigen deutschen Gewohnheit gemäfs mit der Berichtigung ihrer mundartlichen Aussprache bisher nicht ernst genommen haben, oder aus Mangel an einer wohlbegründeten Aussprachregel nicht ernst zu nehmen im Stande waren.

a*) Lache — Lage; machen — Magen; Nachen — nagen; krachen — Kragen; Sache — Sage; wachen — Wagen; Woche — Woge; Kuchen — Kugel; tauchen — taugen; Sichel — Siegel; Stiche — Stiege; Zieche — Ziege; Büchel — Bügel; eichen — eigen; reichen — Reigen; Zeichen — zeigen; Seuchen — säugen; Arche — arge; Belchen — Belgien; Dach — Tag (des Daches — des Tages); Fach — vag; Fracht — fragt; Macht — Magd; Nacht — nagt; sacht — sagt; Wacht — wagt; Gefecht — gefegt; gerecht — gerächt — erregt; kriech — Krieg (ein Kriecher — ein Krieger), Licht — liegt; siech — Sieg (siechen — siegen), Sicht — siegt, Wicht — wiegt; focht — Vogt; Loch — log; Buch — Bug (des Buches — des Buges); taucht — taugt, Deich — Teig (des Deiches — des Teiges).

b) (vom — 1⁰ in- und 2⁰ auslautenden — hartgaumigen, abzugewöhnenden Joddlaute zum weiter rückwärts, an der Grenze des Hart- und Weichgaumens erzeugten, also vorderkehligen und allein richtigen Ichlaute, und von diesem zum noch einmal so weit rückwärts, nämlich bei vorwärts geschobenem Zäpfchen am Gaumensegel erzeugten und somit hinterkehligen Achlaute fortschreitend): 1. Jäjer — Jäger — jagen; Kejel — Kegel — Kugel; lejen — legen — Lage; Nejer — Neger — nagen; rejen — regen — ragen; säjen — sägen — saugen; wejen — wegen — wagen; biejen — biegen — Bogen; Flieje — Fliege — geflogen; Sieje — Siege — Sage; Wieje — Wiege — Waage; Zieje — Ziege — zagen; Vöjel — Vögel — Vogel; Züjel — Zügel — zogen; säujen — säugen — saugen; zeujen — zeugen — zagen; berjen — bergen — 0; Särje — Särge — 0; Bälje — Bälge — 0. 2. bedäjtij — bedächtig**) — bedacht; fejten — fechten — gefochten; mäjtij — mächtig — Macht; näjtlij — nächtlich — Nacht; Päjter — Pächter — Pacht; unsäjlij — unsäglich**) — unsagbar; Jespräj — Gespräch***) — Spruch; erträjlij — erträglich — Ertrag;**) säjlij — sächlich — sachlich; täjlij — täglich — Tag;**) Wäjter — Wächter — Wacht; ij — ich — ach; dijt — dicht — Docht; fijt — ficht — focht; nijt — nicht — Nacht;

---

*) Es ist ratsam, jeden dieser Reibelaute lange anzuhalten und genau darauf zu achten, dafs beim ch und dem ihm gleichklingenden auslautenden, also nicht zu einer Folgesilbe übergezogenen g nur das Reibungsgeräusch, beim inlautenden g aber überdies noch die Stimme, gehört werde, ähnlich wie bei der Aussprache eines l, m oder n.

*) Man vergesse hier nicht, dafs unserer Ausgleichsregel und der vorigen Übung a gemäfs, auslautendes g (g) ein scharfer Reibelaut ist und dafs

**) anlautendes g als weicher Verschlufs- oder Schlaglaut zu gelten hat.

erpijt — erpicht — er pocht; riej — riech — roch; siej — siech — Sucht; wiejt — wiegt — Wucht; flüjtij — flüchtig — Flucht; züjtij — züchtig — Zucht; euj — euch — auch.

Ich komme nun zum letzten Gegenstande dieser Arbeit: zur Besprechung der Aussprache von ng. Diese gehört insofern hierher, als das g in ihr eine Rolle spielt und sie als nothwendige Ergänzung des vorigen Abschnitts erscheinen läfst. In andrer Hinsicht kann aber das ng mit den bisher besprochenen Buchstaben nicht zusammengestellt werden; denn wenn es auch, jenen ähnlich, unser Land in verschiedene Lager teilt, so läfst es doch, als nur im In- und Auslaut nie aber im Anlaute auftretend, den Gedanken an die Möglichkeit eines dem oben nachgewiesenen entsprechenden Ausgleichs von vorn herein nicht aufkommen. Es wäre aber doch möglich, dafs die räumliche Verbreitung der verschiedenen Aussprachen des ng einen andern Ausgleich als den für sp st und g gefundenen erkennen liefse, oder uns sonstwie gestattete, einer der Aussprachen das Herrschaftsrecht zuzusprechen, und somit dürfte es geraten sein, hier, wie beim g, mit der Aufstellung einer Aussprachsübersicht zu beginnen.

Die einzige und allerdings sehr grofse Schwierigkeit einer solchen Aufstellung liegt in der Vornahme und Verzeichnung der dazu nötigen Aussprachsbeobachtungen, keineswegs aber in der Aussprache des ng selber, welche Weigands Wörterbuch auf S. 173 des II. Bandes eine eigentümliche Verschmelzung des n und g nennt, aus welcher der dort angeführte Ickelsamer weder das n noch das g „volkomlich“ heraushört, sondern „vil ein ander gethön und ſtimm“.

Solch „Ineinandergetön“ wird wohl früher ebensowenig bestanden haben, wie jetzt eine „Verschmelzung“; beide erscheinen mir als eine Täuschung, welche, wie so manche andere, nur durch unsere lautwidrige und schon deshalb möglichst zu verbessernde Schreibung erklärlich wird. Wer vor dem von ihm als Schlaglaut ausgesprochenen g ein n geschrieben sieht und dies, wie sonst überall (z. B. in *nun*, we*nn*), als Zahn-Nasenlaut auszusprechen glaubt, dem mufs es, da ihm für den Kehl-Nasenlaut (n vor g und k, z. B. in sa*n*g, sa*n*k) ein besonderer Buchstabe und deshalb (von vorbenannten Männern natürlich abgesehen) meistens auch das Verständnis fehlt, allerdings vorkommen, als habe sich der gewöhnlich mit der Zungenspitze an dem Oberzahnfleisch gebildete n-Laut merkwürdig stark dem von Reibern wie Schlägern in der Hinterkehle erzeugten g-Laute genähert und gleichsam mit diesem verschmolzen. Und wie leicht kann einer, welcher die Verbindung ng als blofsen Kehl-Nasenlaut ausspricht, das g also gar nicht und das vermeintliche n fast an der sonst vom n so weit abgelegenen Kehlstelle des g vernimmt, zu dem Glauben kommen: die beiden derart räumlich genäherten Laute seien an dieser Stelle ineinander über- und aufgegangen und haben solcher Verschmelzung den fremdartigen Klang zu verdanken, der sonst dem n nicht eigen sei!

Der hier in Betracht kommende Nasenlaut ist sowohl seiner Enzeugungsstelle als seinem Klange nach von den Nasenlauten m und n ganz verschieden und bedarf somit einer besondern Bezeichnung, für welche ich hier ein griechisches Ny (ν) wähle, während ich selbst beim Schreiben einen Buchstaben dazu zu verwenden pflege, der mich eher zur Wahl des Eta (η) bestimmen könnte, weil er zum Andenken an unser bisheriges ng in einem n besteht, dessen zweiter (letzter) Grundstrich nach unten in eine g-Schleife verlängert ist. — Mit deutschem g ist, wie bisher, der weiche, tönende,*) mit deutschem ch der scharfe, tonlose Kehlreiber und zwar dies Mal ausschliefslich der Achlaut gemeint, d. h. das ch wie wir es nach a, o, u, au erklingen lassen; mit lateinischem g ist nach wie vor der weiche, mit k der harte Kehl-Verschlufslaut bezeichnet. — Dicker, fetter Druck deutet abermals die Verschärfung, kleiner, feiner Druck die Schwächung des betreffenden Lautes an, und mit eingeklammertem g ist das blofse Ablösungsgeräusch gemeint, welches bei einigen stets, bei anderen nur hin und wieder hörbar wird, sobald sich die Zunge nach der Hervorbringung des Kehl-Nasenlauts (ν) vom Weichgaumen abklebend zurückzieht, ohne irgend einen andern als diesen einzigen Nasenlaut beabsichtigt zu haben. — Wie bei obiger g-Übersicht stellen ferner auch hier die einzelnen von Norden nach Süden geordneten Ortsnamengruppen eine Reihe von westöstlichen Aussprachsschichten des deutschen Sprachgebiets dar, soweit dieses in meinen Aufzeichnungen vertreten ist. Die eingeklammerten Ortsnamen liegen etwas über oder unter der geographischen Breite der betreffenden Schicht.

	In- (laut.)	Aus- (laut.)
Bredstedt, Kr. Husum	νg	νch
Steinbeck, Kr. Königsberg in Pr.	ν	νk
———		
Ralswick, Insel Rügen	ν	νk
Danzig	ν	ν, νg, νk
———		
Hamburg	νg	νk
———		
Wiemer, Kr. Leer	νg	νch
Morsom, Kreis Verden in Hann.	ν	νk
———		
Gadenstedt, bei Peine in Hann.	νch	νk
———		
Magdeburg	ν	νk
———		
Velen, Kreis Borken in Westf.	νg	νch
Quelle, Kr. Bielefeld	ν	νch
(Werl, bei Gütersloh in Westf.)	νg	νch
———		
Wesel	ν	νch
Ülzen, Kreis Hamm in Westf.	νg	νch
Lippstadt	νg	νch
Wernigerode	ν	ν(g)
———		
Rayen, Kr. Mörs	νg	νch
Duisburg	ν	ν

*) Unter weichen, auch tönend genannten Mitlautern verstehe ich nach wie vor diejenigen (b, d, w, g, g, j, ſ), welche im Inlaute den letztern Namen verdienen, im Auslaute aber tonlos sind und zwar meistens scharf wie p, t, f, k, ch, j, s, jedoch in manchen Gegenden etwas weicher als die letztgenannten.

	Inlaut.	Auslaut.
Wickede, Kr. Soest	νg	νch
(Freienohl, Kr. Arnsberg)	νg	νch
(Rösenbeck, Kr. Brilon)	νg	νch
Göttingen	ν	νk
—		
Elmpt, Kr. Erkelenz	ν	ν
(Schelsen, Kr. M.-Gladbach)	ν	ν(g)
Düsseldorf	ν	ν
(Remscheid)	ν	νk
Wolfhagen	ν	ν
(Volk:		νk)
(Dorfgeismar)	ν	ν(g)
—		
(Wurm, Kr. Aachen)	ν	ν(g)
Hülchrath, Kreis Grevenbroich	ν	ν(g)
Schnucksheide, bei Leichlingen a. d. Wupper.	ν(g)	νk
(Kreckersweg, Kr. Lennep)	ν	ν (νk)
Wipperfürth	ν	νk
Marienheide, Kreis Gummersbach	ν	ν
Wabern	ν	νk
(Eisenach)	ν	ν
—		
Köln	ν	ν
(Bonn)	ν	ν
(Siegburg)	ν	ν
(Hamm a. d. Sieg)	ν	νk
(Altenkirchen a. d. Wied)	ν	ν
Siegen	νch	νch
—		
Dreis, Kr. Daun i. Regb. Trier	ν	ν(g)
Niederberg, b. Ehrenbreitstein	ν	ν, νk

	Inlaut.	Auslaut.
Dörnberg a. d. Lahn	ν	ν(g)
Sterbfritz, Kr. Schlüchtern	ν	ν(g)
—		
Alscheid, Kr. Bittburg	ν	ν(g)
Erdorf, Kr. Bittburg	ν	ν, ν(g)
(Enkirch, bei Zell a. d. Mosel)	ν	ν(g)
(Metzenhausen, Kr. Simmern)	ν	ν
Frankfurt a/M.	ν	ν
—		
Hoppstedten, Kr. Meisenheim	ν	ν
Würzburg	ν	ν
—		
Ottweiler	ν	ν(g)
Mannheim	ν	ν
Nürnberg	ν	ν
—		
Graben in Baden	ν	ν
(Karlsruhe)	ν	ν
Brackenheim, zw. Heilbr. u. Stuttgart	ν	ν
—		
Rastatt	ν	ν
—		
Rosheim, Kreis Molsheim im Elsaſs	ν	ν
—		
Tuttlingen	ν	ν(g)
—		
Blötzheim i. Els., b. Basel	ν	ν
Langenargen, b. Friedrichshafen a. Bodensee	ν	ν(g)
Lindau	ν	ν

Was lehrt uns diese Aufstellung? — Antwort:

1. Daſs das g der nicht (wie in „angehen“, „Angesicht“) durch Zusammensetzung entstandenen Buchstabenverbindung ng für eine groſse Menge von Deutschen, nämlich für alle west- und viele ostrheinische, für alle süd- und sehr viele nordmainische, ein nie ausgesprochener und somit ganz unnützer Buchstabe ist, der mir gestattet, diese Deutschen in Bezug auf unsere gegenwärtige Untersuchung als die Einlauterpartei zu bezeichnen.

2. Dafs neben dieser das g mit folgerichtiger Strenge im Aus- wie *Inlaute* unbeachtet lassenden Einlauterpartei eine andere, aber verhältnismäfsig kleine nordwestdeutsche Partei besteht, welche mit gleicher Folgerichtigkeit das g überall, und zwar, ihrer Gegend entsprechend, als Reibe-g zur Geltung bringt, so dafs bei ihr allein Schreibung und Aussprache übereinstimmen. Wir können diese Partei bei unserer weitern Verhandlung des ng der Kürze halber als die der Zweilauter bezeichnen.

3. Dafs über und neben, aber nicht zwischen diesen beiden Parteien, im mittlern Norden und im Nordosten Deutschlands eine zahlreiche Bevölkerung wohnt, die im Inlaute der süd-, mittel- und westdeutschen Einlauterpartei folgt, also das g nicht hören läfst, und die im Auslaute insofern der nordwestdeutschen Zweilauterpartei gerecht wird, als sie das g dort zur Aussprache bringt, die sich aber, abgesehen von ihrer geographischen Lage, deshalb nicht als vermittelnde Ausgleichspartei geltend machen kann, noch als solche wirksam zeigt, weil sie das g — entgegen ihrer eignen Art und derjenigen des durch dasselbe zu gewinnenden Zweilautergebiets — nicht als Reibe- sondern als Verschlufs-g auftreten läfst. Geben wir dieser Partei aus später zu erörternden Gründen den Namen der Übergangs- oder der Kleblauterpartei.

Das Zweilautergebiet, mit dessen näherer Darstellung ich glaube beginnen zu sollen, schon weil es den meisten meiner Leser mit seinem Reibe-g nach n noch merkwürdiger erscheinen dürfte als durch sein früher besprochenes, aber mit noch anderen Deutschen geteiltes *S*pesteertum, bildet ein Dreieck, welches in seiner äufsersten Südspitze, in Siegen, fast verschämt schwach und zwar im Inlaute ebenso tonlos wie im Auslaute, den ersten Kehlreiber vernehmen läfst, der sich von hier aus einerseits, ungefähr der Lenne und Ruhr folgend, über den Rhein und Mörs hinaus geltend macht, andererseits bis zu der schon bei der Besprechung des mitteldeutschen Verschlufs-g-Keils erwähnten Wasserscheide ausbreitet, die ihn bis zur mittlern Weser geleitet.

Wie sich dies westfälische Dreieck über den 52. Breitenkreis hinaus fortsetzt, ist aus meinen Aufzeichnungen nicht mit Sicherheit zu ersehen, denn während die merkwürdige Zwittersprache von Gadenstedt, welche dem n im Inlaute ch, im Auslaute k folgen läfst, die östliche Grenze erweiternd über Ober-Weser und Mittel-Leine hinaus bis Peine fortzuführen scheint, sperren ihr Magdeburg, Hamburg und Morsom (Verden) den weitern Weg nach Ost und Nord, und läfst Wiemer (Kr. Leer) und Bredstedt (Kr. Husum) nur noch dem Gedanken Raum, dafs jene Fortsetzung der westfälischen Aussprache sich westlich der Weser halten und diesen Flufs, sowie die Elbe, erst in der Nähe ihrer Mündungen überschreiten werde, um in Schleswig-Holstein nicht nur meine Husumer Notiz zu erklären, sondern auch die mir noch erinnerliche Aussprache unseres aus der Gegend von Flensburg stammenden ehemaligen deutschen Pfarrers in Genf.

Möge es sich aber auch mit dieser nördlichen Fortsetzung des westfälischen Zweilauter-Dreiecks verhalten wie es wolle, sie kann dies verhältnismäſsig kleine Gebiet nicht hinreichend erweitern oder vermehren, um schwer in die Waagschale unserer Entscheidung über die Aussprache des ng zu fallen, und haben wir somit unsere Hauptaufmerksamkeit dem unvergleichbar gröſsern Sprachgebiete zuzuwenden, in welchem das g der untrennbaren Verbindung ng entweder gar nicht oder doch nur auslautend gesprochen wird.

Auf diesem ungeheuern Gebiete, zu welchem wir unbedenklich die Schweiz und die deutsch-österreichischen Donau- (Lech-, Drau- etc.) Länder als Einlautergegenden rechnen können, sehen wir das rein näsliche, also einlautige ng von der obern Rhone bis zur Westseite des westfälischen Dreiecks, d. h. bis zur Linie Siegen-Mörs, und von der obern Etsch bis weit über den Main hinaus herrschen, wo es uns die Verschiedenartigkeit der Aussprache der Gebildeten und des Volks schwer macht, die Grenze zwischen den südlichen Ein- und den nördlichen und nordöstlichen Kleblautern oder Übergängern mit genügender Sicherheit anzugeben. Das in diesem Einlautergebiete oftmals eingetragene und seiner meistens nur in unmittelbarster Nähe möglichen Vernehmbarkeit wegen mit eingeschaltetem g bezeichnete Verschluſs-g-Geräusch ist ein unbeabsichtigter Laut, der sich bei der Ablösung des Zungenrückens von dem während der Hervorbringung des Kehl-Nasenlauts (ν) fest angedrückten feuchtweichen Gaumen weit leichter einstellt, als der b-, bezw. p-Laut bei der Trennung der zur m-Erzeugung zusammengedrückt gewesenen trockeneren Lippen, welche an sich schon die ehemalige Schreibung „lamb“ für Lamm, „krumb“ für krumm u. ſ. w. erklären würde, auch wenn diese Wörter bei ihrer Verlängerung (z. B. „lambes“) kein ausgesprochenes b enthalten hätten.

Die Bewohner des eben erwähnten groſsen Gebiets des einlautigen ng zur fortwährenden Schreibung des g nötigen zu wollen, obgleich sie dies g weder im Aus- noch im Inlaute hören lassen, würde, wenn ihre Aussprache eine gesammtdeutsche wäre, ganz dem an uns alle zu stellenden Verlangen gleichkommen: nach wie vor „Lamm“ und seinesgleichen, sowie deren Verlängerungen, mit b zu schreiben, trotzdem wir dies b im Inlaute nie mehr und im Auslaute schwerlich je, oder doch nur unbeabsichtigt und unbemerkt wie mein eingeschaltetes Verschluſs-g, dann hören lassen, wenn bei der Erzeugung des m die fest aneinander gedrückten Lippen nicht gehörig eingezogen, sondern, wie bei der Bildung des b-Lauts, einfach aufeinander gedrückt und etwas vorgeschoben worden sind.

Nur eins kann die fernere Schreibung des g den eben erwähnten Deutschen zur unverbrüchlichen Pflicht machen, nämlich die zu gunsten der deutschen S c h r e i b u n g s e i n h e i t auf ihre anders redenden Landsleute so lange zu nehmende Rücksicht, bis diesen Andersredenden, in Folge der nachgewiesenen Verkehrtheit ihrer Aussprache oder geringen Ausdehnung ihres Ausnahmegebiets, zu gunsten jener selben Einheit das Opfer ihrer Sondersprache ohne Unbilligkeit und Spaltungsgefahr zugemutet werden darf.

Sehen wir defshalb zu, ob und in wie weit diese Rücksicht in vorliegendem Falle noch geboten ist.

Um hierüber zu einer gerechten Entscheidung zu gelangen, fragen wir uns genauer als bisher: Wie sprechen denn, mit Ausnahme des bereits für nichtentscheidend erklärten, weil zu kleinen westfälischen Dreiecks, alle dem vorhin angeführten grofsen Gebiete des einlautigen ng nicht angehörigen Deutschen? Antwort: ebenso einlautig wie jene, sobald es sich um ng als Inlaut handelt, wie in hangen, mengen, singen, bange, lange, enge, Schlinge, Zunge, welche auch in ihrem Munde wie havven, mevven, sivven, bavve, lavve, evve, Schlivve, Zuvve lauten; ebenso einlautig sogar, sobald dies ng durch Wortverkürzung in den Auslaut tritt, wie in den Beispielen: „ich hang', meng', sing', bin bang', schlafe lang', leide an Engbrüstigkeit, ziehe mich aus einer Schling' und hüte meine Zung', die sämtlich ng wie blofses *v* erklingen lassen. Nur wenn ng wie in Fang, Ding, jung, Zögling, Hoffnung, ohne wirkliche oder bewufste Wortverkürzung im Auslaute steht, also in verhältnismäfsig wenig zahlreichen, durch die Hervorrufung bessern Bewufstseins noch bedeutend zu vermindernden Fällen,*) läfst die Übergangs- oder Kleblauterpartei das g hören und zwar merkwürdigerweise, ihrer sonstigen g-Aussprache ganz entgegen, nicht als Reibe- sondern als Schlaglaut, nicht als g oder ch, sondern als g oder k.

Hier stofsen wir somit nicht nur auf die Geringfügigkeit der die beiden (Ein- und Kleblauter-) Parteien trennenden Scheidewand, sondern auch auf zwei höchst befremdliche Thatsachen, erstens die: dafs der deutlich gesprochene Endlaut eines Worts, trotz seiner beibehaltenen Schreibung, bei der Verlängerung dieses Worts ganz ausfällt, indem man zwar Havk (oder doch Havg), Rivk (-g), Spruvk (-g), Höflivk (-g), Hoffnuvk (-g), lavk (-g), juvk (-g), aber nicht Havkes (-ges), Rivkes (-ges), Sprüvke (-ge), Höflivke (-ge), Hoffnuvken (-gen), Lävke (-ge), Juvke (-ge), sondern Havves, Rivves, Sprüvve, Höflivve, Hoffnuvven, Lävve und Juvve**) spricht; zweitens dafs

---

*) Die Wurzel- und Stammwörter auf ng sind nicht zahlreich; wir finden diese Buchstabenverbindung daher hauptsächlich in den Ableitungen auf ing (bezw. ling) und ung, von welchen die letzteren die bei weitem zahlreichsten sind und doch, als unbewufst verkürzte Wörter, eigentlich nicht hierher gehören. Die weibliche Endung ung, als Abkürzung des althochdeutschen unka, unga und mittelhochdeutschen unge, in welch letzterer Gestalt sie noch im ältern Neuhochdeutsch vorkommt, sollte nämlich ebenso einlautiges ng haben, wie alle übrigen Abkürzungen auf ng. Wir können somit, gestützt auf ihr nunmehriges besseres Bewufstsein, von allen Gliedern der Übergangs- oder Kleblauterpartei zum mindesten verlangen, dafs sie, um folgerichtig zu handeln, den g-Laut in den Ableitungen auf ung, also in Wörtern wie Schreibung, Bewegung, Sitzung u. s. w. hinfort verstummen lassen und dadurch die Anzahl ihrer zweilautigen ng noch um ein Bedeutendes vermindern.

**) Ausnahme: Junker, zu dessen Bildung aber das h von Jungherr wesentlich beigetragen haben wird.

man, trotz sonst gewohnten ausschliefslichen, oder doch in- und auslautenden Reibe-g's, hier allein ein Verschlufs-g hören läfst.

Um die Befremdlichkeit dieser Thatsachen, gegen welche wir durch die Gewohnheit abgestumpft sind, lebhafter zu empfinden, stelle man sich einmal vor, wir sprächen zwar Bank, Hand, Hund, Hanf, Tanz, aber nicht die Bänke, die Hände, den Hunden, des Hanfes und tanzen, sondern die Bänne, die Hänne, den Hunnen, des Hannes und tannen; — zwar der Abt, recht, Kalb, Feld, Hals, alt, Welt, stark, Ast, aber nicht die Äbte, rechten, kalben, die Kälber, im Felde, umhalsen, das Altertum, die Welten, erstarken und die Äste, sondern die Äbbe, rechen, kallen, die Käller, im Felle, umhallen, das Allertum, die Wellen, erstarren und die Ässe;*) — ferner zwar r regelmäfsig als Zungen-Zitterlaut, aber in einem einzigen Falle als Gaumensegel-Zitterlaut, was, da letzterer gleich ersterem immerhin ein Zitterlaut ist, noch lange nicht so auffallend wäre, wie in unserm Falle die Ersetzung des gewohnten Reibe-g durch ein Verschlufs-g nach dem alleinigen Buchstaben n, und auch hier nur in der oben angegebenen Beschränkung.

Wie soll man sich eine so befremdliche Erscheinung erklären und welchen Werth soll man ihr beimessen?

Ich finde nur zwei Erklärungen: entweder ist das g der Verbindung ng vor alters allemal, also in der Mitte wie am Ende der Wörter, als Verschlufs-g ausgesprochen und dann von den Nordwestdeutschen mit all ihren übrigen Verschlufs-g folgerichtig in Reibe-g umgebildet und als solches festgehalten, von sämtlichen übrigen Deutschen aber auf den Aussterbe-Etat gesetzt und in West-, Süd- und Mitteldeutschland rascher beseitigt worden als in dem noch im Übergange befindlichen Nordosten des Vaterlandes, — oder es ist dies g von jeher nichts anderes gewesen, als eine irrtümliche Darstellung des, besonders bei nachlässiger Aussprache im Auslaut vernehmbaren Zungenablösungsgeräusches, welches man dann rechtschreiblich folgerichtiger, aber lautlich verkehrter Weise bei der Verlängerung der Wörter auch im Inlaute geschrieben hat, obgleich jenes ursächliche Geräusch hier nicht zu hören war.

Der Gedanke an letztere Möglichkeit wurde mir durch das wiederholt erwähnte und zuerst mit lebhafter Überraschung an den belauschten Soldaten der Berliner Kaiser Franz-Kaserne entdeckte unabsichtliche Zungenablösungsgeräusch eingegeben, welches die beiden geschilderten Widersprüche des blofs im Aus- und nicht im Inlaute und zwar geräuschrichtig, aber sonsti-

*) Es kommen derartige Erscheinungen allerdings vor, aber sie sind darum nicht minder auffallend und in gebildeter Sprache unzulässig. So mag das Volk in gewissen Gegenden wohl sagen, die Arbeiter seien im Felle, statt im Felde, aber dann wird dies Wort auch unverlängert kein d enthalten also doch mit obigem Beispiele gar nicht zusammenfallen. — Das r betreffend, welches ja auch unsern g-Fall nicht richtig darstellt (exemplifiziert), enthält mein Notizbuch über Elmpt (Kr. Erkelenz) noch folgende Bemerkung: „anlautend und inlautend r ist Gaumensegellaut, auslautend r und r nach an- und „vor auslautendem Konsonanten ist Zungenspitzenlaut.“

ger Gewohnheit entgegen als Schlaglaut gesprochene g so natürlich erklärte, dafs ich die weder zu der Ein- noch zu der Zweilauterpartei gehörigen Deutschen viel eher als „Kleblauter“, denn als „Übergänger“ glaubte betrachten und bezeichnen zu dürfen.

Beide Annahmen lassen jedoch ein Rätsel bestehen, von dessen Lösung die zu treffende Entscheidung abhängt und welches seinen Ausdruck in den Fragen findet:

a) Wie soll man sich bei der ersten Annahme, welche das Einlautertum der einen, das Zweilautertum der andern, ja sogar die Halbheit der dritten Partei ganz begreiflich erscheinen läfst, das Verschlufs-g der letztern erklären, die sonst nur Reibe-g kennt?

b) Wie kann bei der zweiten Annahme die streng durchgeführte Reibelautigkeit erklärt werden, mit welcher die Bewohner des westfälischen Dreiecks und seiner nördlichen Fortsetzung auch das g aussprechen, welches nach dieser Annahme dem nur im Auslaut hörbaren Zungenablösungsgeräusche zu verdanken ist, das von einem Kehlverschlusse herrührt und nur verschlufs-g-, nie aber reibe-g-artig wirkt?

Zur Beantwortung der Frage a kann man denken, die Nordostdeutschen hätten das inlautende g nach n schon zu einer Zeit aufgegeben, wo das Reibe-g noch nicht aufgekommen war, wo also das auslautende g noch gewohnheitsmäfsig als Verschlufs-g galt und gesprochen wurde; durch das zuerstige Verschwinden des inlautenden g wäre nun das auslautende sowohl an sich wie auch in bezug auf alle übrigen g aus dem Zusammenhange gebracht und ganz vereinsamt worden, so dafs man es beim Eindringen der Reibung, die zunächst an den inlautenden g sich wird bemerkbar gemacht und von diesen auf die auslautenden übertragen haben, ganz übersehen und nach seinem alten Laute fortgebraucht hätte.

In Beantwortung der Frage b bleibt mir — da ein inlautend gar nicht gesprochenes g unmöglich zu einem Reibe-g werden kann und diese Umwandlung sogar, wie wir gesehen, dem vereinsamt auslautenden g schwer geworden sein mufs — nur ein Ausweg übrig, nämlich der Gedanke: dafs die westfälische Aussprache nicht aus dem Volke, sondern aus der Schule stamme und dann sicherlich von seiten des Volks nur beim Lesen, nicht aber beim mundartlichen Sprechen vorkommen werde, an welches ich bei meinen Aufzeichnungen nicht besonders gedacht habe. Ich will über letztern Punkt bei erster Gelegenheit Auskunft zu erlangen suchen, glaube aber nicht, dafs diese vorstehenden Gedanken rechtfertigen wird, weil die Ausdehnung und der Zusammenhang des Zweilautergebiets der Schule einen Einflufs, namentlich aber den Lehrern eine Übereinstimmung zuerkennen würde, die ich für unmöglich, oder doch für durchaus unwahrscheinlich halte.

Welcher der beiden Erklärungen oder Annahmen man aber auch zuneigen möge, man kann nicht umhin, den Anschlufs der nordostdeutschen Übergänger oder Kleblauter an die mittel-, süd- und westdeutschen Einlauter als eine

Notwendigkeit zu erkennen und jenen möglichst schnelles Aufgeben der Aussprache ihres auslautenden Verschlufs-g anzuraten; denn als Übergangspartei haben sie wer weifs vor wie langer Zeit a gesagt und müssen nun endlich unserer Spracheinheit zuliebe auch b sagen, wie es die Folgerichtigkeit verlangt, — als Kleblauterpartei sehen sie nun hoffentlich die Verkehrtheit der buchstäblichen Darstellung eines Geräusches ein, welches (wohlverstanden: für ihren Parteistandpunkt) kein Sprachlaut ist noch sein kann, weil es bei allen Wortverlängerungen vollständig verschwindet und sich hinter einem Buchstaben versteckt, der, wenn er hier je das Zeichen eines echten Sprachlauts gewesen wäre, jetzt nicht so vereinzelt und fremdartig unter seines ehemaligen gleichen dastehen, sondern deren lautliche Wandlung mit durchgemacht haben würde.

Sehen wir nun zu, wie sich die Übergangs-, bezw. Kleblauterpartei zu der vorhin erklärten Notwendigkeit und folglich zu unserm Anschlufsrate stellt, so können wir sehr zufrieden sein und auch hier, wie früher bei der Aufstellung unserer sp st- und g-Regel, behaupten, dafs unsere nunmehr aufzustellende ng-Regel:

> Sprich das aus keiner Wörterzusammensetzung hervorgegangene sondern untrennbare ng stets als einfachen Kehl-Nasenlaut, also ohne irgend eine Verlautbarung des g aus!

mit der Volksneigung und der aus ihr hervorgehenden Sprachentwickelung übereinstimmt. Denn während mir kein Beispiel bekannt ist, dafs sich jemand von der Einlauter- oder von der Übergangspartei zur Zweilauterpartei, jemand von der Ein- oder (was eher vorgekommen sein dürfte) von der Zweilauterpartei zur Übergangspartei bekehrt hätte, ist der Übertritt zur Einlauterpartei, — deren süddeutschen Gliedern von unserer sp st- und g-Regel ein etwas gröfseres Opfer zugemutet wurde, als ihren nicht verjoddelten norddeutschen Brüdern und die dafür nun mit rührend ausgleichender Gerechtigkeit von jedem weitern Opfer verschont bleiben, — eine so häufige Erscheinung, dafs die einlautige Aussprache des aus- wie inlautenden ng fast als willig angenommene Regel gelten kann und die Verbreitung dieser Einlautigkeit als die alleinige Erklärung des Unterschiedes angesehen werden mufs, der betreffs dieses Punktes in weiten Kreisen zwischen der Sprache des Volks und derjenigen der Gebildeten besteht.

Ich erinnere mich, dafs Diesterweg, obgleich er selbst, als Siegener, zu den Söhnen unseres westfälischen Dreiecks zählte, in seiner höhern Leselehre, bei deren Abfassung er sicherlich die einschlägigen Vorschriften berühmter Redner, Vorleser und Schauspieler beachtet haben wird, die einlautige Aussprache des ng als blofsen Kehl-Nasenlaut als Regel aufstellt; ich weifs, dafs sich Lehrer und Schüler mit ganz anderer Aussprache diese Regel und die damit übereinstimmende Gewohnheit bereitwilligst aneigneten; ich habe noch dieser Tage, als ich mich bei ihm nach der Volkssprache Thüringens

erkundigte, einen gebildeten Weimaraner sagen hören: er glaube sich zu erinnern, daſs das Volk seiner Vaterstadt gewisse Wörter wie „lang", „Fang" und ähnliche mit Verschluſs-g oder k spreche, daſs dies aber gebildeten Leuten nie einfallen würde und gerade deshalb ein aus Leipzig stammender Schulinspektor durch die Aussprache des ng wie nk allgemeine Verwunderung oder Heiterkeit in der von meinem Gewährsmann damals besuchten Klasse erregt habe.

Wie leid es mir auch thut, keine neueren Leselehren zur Hand zu haben, um deren Aussagen mit den Ergebnissen meiner Untersuchung vergleichen zu können, so scheinen mir letztere doch so unparteiisch erwogen und wohl begründet zu sein, daſs ich mich der Hoffnung hingebe, durch vorliegende Arbeit auch diese dritte oder ng-Regel zu allgemeinerer, oder gar allgemeiner Anerkennung zu bringen. Erfüllt sich diese Hoffnung, so werde ich um so glücklicher sein, als ich bei meinen Beobachtungen die höchst bemitleidungswerte, durch aussprachliche Ratlosigkeit jede Vaterlandsliebe in ihrer Hauptwurzel, der Muttersprachliebe, gefährdende Lage der zahlreichen Landsleute kennen gelernt habe, die entweder auf den Grenzen verschiedener Mundarten geboren worden sind und ihre Jugend teils hüben teils drüben verbracht haben, oder die als Kinder von Beamten, Offizieren und anderer durch Beruf oder Freizügigkeit im Lande umher geworfener Eltern an den traurigen Folgen der in deutschen Schulen und Gesellschaften üblichen „Schnabelsprache" leiden, alle möglichen Aussprachen bunt und regellos durcheinander schwirren lassen und nach solcher Erziehung und Gewöhnung weder das nötige Bedürfnis fühlen, noch die leselehrlichen Kenntnisse besitzen, um sich von ihrem Kauderwelsch zu befreien.

Ich kann und will diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne neben der „Schnabelsprache", die jeden aussprechen läſst, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, ja ihn sogar, wie wir staunend aus berühmtem Reichstagsmunde vernommen, demgemäſs schreiben lassen möchte, auch die noch viel unheilvollere Mischsprache zu verurteilen, deren sich die Deutschen in so geschmackloser, sprachentwicklunghemmender und unvaterländischer Weise nicht nur im Handel und Wandel, sondern noch weit mehr in der Wissenschaft bedienen und die leider auch in sprachwissenschaftlichen Werken blüht, wo sie, vornehmlich wenn letztere das Deutsche behandeln, noch entschiedener als sonstwo ausgeschlossen sein sollte. Je schwieriger es dem Freunde deutscher Reinsprache wird, sich bloſs derjenigen Fremdwörter zu enthalten, die als solche leicht erkennbar sind, desto aufgebrachter wird er über den Schaden, den bereits unser herrlichstes Volksgut durch sprachliche Unbildung, strafbare Gleichgiltigkeit, lächerliche Eitelkeit oder wegwerfende Fremdsucht erlitten hat, und desto mehr fühlt er sich angetrieben, an alle Deutschen und ihre Schriftsteller, namentlich aber an alle Lehrer, vornehmlich an diejenigen der Mittel- und Hochschulen, die dringende Bitte zu richten: durch Beispiel, Lehre, Unterrichts- und Prüfungsanforderungen an der Beseitigung besagten Krebsschadens mit aller Kraft, Liebe und Treue zu arbeiten.

Von dieser kleinen Abschweifung zu unserm Gegenstande zurückkehrend darf ich es als wahrscheinlich betrachten, daſs der allgemeinen Anerkennung der aufgestellten Aussprachregeln und ihrer Verbreitung in Schule und Gesellschaft eine entsprechende Schreibung (in Bezug auf meine ng-Regel also die Ersetzung dieser beiden Buchstaben durch ein einziges Kehl-Nasenlautzeichen) bald folgen und dadurch die Regeln selbst überflüssig machen wird.

In Abwartung solch glücklichen, für Schule und Volk gleich wünschenswerten Ereignisses glaube ich nun noch das Gesamtergebnis vorstehender Abhandlung, die nicht bloſs den sachkundigen Haltern dieser Zeitschrift, sondern durch Sonderabdrücke auch anderen, zum Teil weniger eingeweihten Lesern zu Gesichte kommen wird, übersichtlich zusammenstellen und hiermit der wohlwollenden Erwägung und Förderung aller, namentlich aber derer recht warm empfehlen zu sollen, die in Schule oder Wissenschaft eine einfluſsreiche Stellung einnehmen und deren Urteile ich mit Spannung entgegen sehe.

Regeln:

I. **sp** und **st** sind, nach mitteldeutschem ausgleichenden Vorgange, im Anlaute, d. h. am Anfange aller Wörter und Wortstämme, wie schp und scht auszusprechen, im In- und Auslaute aber, d. h. wenn sie im Innern eines Wortes stehen und zu einem nachfolgenden Selbstlauter übergezogen werden, oder wenn sie selbst oder in Verbindung mit nachfolgenden Mitlautern ein Wort schlieſsen, schreibungsgemäſs wie sp und st zu lautieren. Wir sagen also nicht, wie es unsere jetzige Rechtschreibung glauben macht und es in Nordwestdeutschland noch üblich ist, sprechen, stehen, Gespräch, Geständnis, sondern nach süddeutscher Art, **sch**prechen, **sch**tehen, Ge**sch**präch, Ge**sch**tändnis, wohl aber auf norddeutsche Art und schreibungsgemäſs Wespe und Weste, Visp und wirst, und nicht We**sch**pe, We**sch**te, Vi**sch**p und wir**sch**t.

II. **g** wird, mitteldeutschem Ausgleich entsprechend, im Anlaute auf süddeutsche Art als tönender Verschluſs- oder Schlaglaut (g), d. h. wie ein sogenanntes weiches k ausgesprochen, im In- und Auslaute aber auf norddeutsche Art als weicher, bezw. scharfer, Reibelaut und zwar, ganz abweichend vom gaumenreibigen Jodd (j, j), als Kehl-Reibelaut (g, ch). Wir sagen daher weder „gegenwärtik“ („gegenwärtig“), wie die Süddeutschen, noch „gegenwärtich“, wie die Norddeutschen, und noch weit weniger „jejenwärtij“, wie es vielfach in Nord-, teilweise auch in Mitteldeutschland geschieht, sondern wir sprechen gegenwärtich[1].

Anmerkung: Mit demselben Rechte, mit welchem man allgemein die Aussprache des an- und des inlautenden tönenden g (g) als weiches Jodd verurteilt und ver-

1) Anl. südd. g ist meines Wissens nur matte Tenuis, nicht tönend; deutsches j entweder unsilbiges i oder in der That (nordd.) tönender ich-Laut. D. Red.

bietet, ist auch die Aussprache des auslautend tonlosen g (g) und des ch als scharfes Jodd zu verurteilen und zu verbieten. Ich erkläre es daher für einen folgenschweren Fehler, dafs man den allein kehlreibig richtigen Ichlaut zu einem vom Volke zwar vielfach gebrauchten, aber doch von seinem richtigen, alle bewufste Verjoddelung mifsbilligenden Gefühle verworfenen Joddlaute macht und diesen so zu einer Thüre wieder herein läfst, nachdem man ihn durch eine andere mit Recht ausgetrieben hat. Da der hochverdiente Herr Professor Sievers auf S. 104 seiner Grundzüge der Phonetik „die Spirans j als den tönenden Korrespondenten unseres ich-Lautes“ bezeichnet, was sie, wie aus meiner betreffenden Aufstellung zu ersehen, bei mir und einer grofsen Menge von Deutschen nicht ist und selbst nach dem Gefühl der anderen nicht sein soll; so würde es mich besonders freuen, wenn dieser einflufsreiche Gelehrte sich in Folge meiner Angaben und Gründe zu einer andern Auffassung des Ichlauts bewogen fühlen sollte.

III. **ng**, wenn diese Buchstaben nicht, wie in „ei**ng**ehen“, „A**ng**esicht“ durch Zusammensetzung nebeneinander geraten, sondern wie in „lang“, „jung“, „Angst“ unzertrennlich sind, ist, wie das n vor k in „Bank“, „Dank“, stets und ausnahmslos als einfacher Kehl-Nasenlaut (*ν*) auszusprechen, so dafs also das g, wie bei unseren westrheinischen, südmainischen und vielen ostrheinischen, besonders aber nordmainischen Landsleuten, nie hörbar und somit überflüssig wird. Wir sagen also weder si*ν*-gen und Gesa*ν*k (Gesa*ν*g), noch si*ν*-gen und Gesa*ν*ch, sondern si*νν*en und Gesa*ν*.

Zusätze.

a) Da das s im anlautenden sp und st den sch-Laut hat, dies sch aber ein dreifacher Buchstabe für einen einfachen (einzigen) Laut ist, so bedürfen wir für letztern eines neuen einfachen Buchstabens, der dann auch an die Stelle des jetzigen s im anlautenden sp und st zu setzen ist.

b) Minder notwendig, aber aus Folgerichtigkeits- und anderen Gründen ebenfalls zu empfehlen ist die spätere Einführung eines besondern Buchstabens für Reibe-g, zur Unterscheidung dieses letztern von dem Verschlufs- oder Schlag-g, für welches man, wie vorwiegend in den Fremdsprachen, das lateinische g verwenden könnte. — Sollte später die lautwidrige Verwendung der Weichlauter am Ende der Wörter abgeschafft werden, so wäre, wie dem b, d, g, ſ, w das p, t, k, s, f, auch besagtem weichem Reibe-g ein hartes gegenüber zu stellen und somit der dafür geltende zweifache Buchstabe ch durch einen einfachen zu ersetzen, wofür schon jetzt dieselben Gründe sprechen, wie für die Vereinfachung des sch.

c) Ein dritter, bezw. vierter, neuer Buchstabe mufs in Zukunft an die Stelle des untrennbaren ng treten, dessen beide Buchstaben hier gar nicht am Platze sind: das n nicht, weil statt seines Zungen-Nasenlauts ein Kehl-Nasenlaut gehört wird; das g nicht, weil wir es nach unserer Regel in keiner Weise laut werden lassen, also als überflüssig beseitigen müssen.

Indem ich zum Schlusse erkläre, daſs ich es gerne sehen würde, wenn sprachliche, pädagogische und politische Zeitschriften, den Gegenstand dieſes Aufsatzes einheitsförderlich bespr̈achen, nehme ich für diesmal Abschied von meinen werten Lesern und vor allen von Ihnen, hochgeehrter Herr Doktor, der Sie dieser Arbeit, die ich mit warmer Teilnahme für die Einheit und das Ansehen unserer herrlichen Muttersprache und des sie redenden Elternvolks geschrieben, die Ehre zugedacht haben, an der Spitze des zweiten Jahrgangs Ihrer trefflichen Zeitschrift dem Urteile unserer vorzüglichsten Sachkenner unterbreitet zu werden, denen ich mich, wie Ihnen selber, hochachtungsvoll empfehle als

Genf, im Juli 1881. Ihr ergebenster

Aug. Diederichs.

Halle a/S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Anhang zur Schrift:

„Über die Aussprache von sp st, g und ng. Ein Wort zur Verständigung zwischen Nord und Süd von Aug. Diederichs, Alt-Institutsvorsteher u. s. w. Zweiter Abdruck aus Dr. Vietor's Zeitschrift für Orthographie, Orthoepie und Sprachphysiologie.“

I.

Rechtfertigung des Zwecks vorgenannter Schrift und aller auf die Gewinnung einer mustergültigen Aussprache des Deutschen gerichteten Bestrebungen.

In No. 129 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 17. März 1882 wird obiger Schrift mit folgenden Worten gedacht: „Die Bestrebungen „unserer Zeit, alles einig zu machen, erstrecken sich jetzt schon auf Gebiete, „wo man eine Einigung sonst nie anzustreben gewagt hätte. Dankenswert „ist und bleibt der Versuch, der deutschen Schriftsprache durch feststehende „Grundsätze eine bestimmte Norm zu geben; ob es dagegen auch gelingen „wird, die Aussprache gewisser Laute zu nivellieren, das unterliegt wohl einem „berechtigten Zweifel. Was wird bei diesen Verständigungen herauskommen? „Berechtigte, native Eigentümlichkeiten, die sich von Mund zu Mund fort- „gepflanzt und eingebürgert haben, also im wahrsten Sinne den Dialekt ver- „wischen zu wollen, scheint uns mehr eine Beeinträchtigung der Sprache als „ein Verdienst um dieselbe. Bestrebungen dieser Art, die auf Kosten (?) der „geliebten Einigkeit gemacht werden, sind wohl nicht ganz zu billigen. Das „st des Hannoveraners und scht der übrigen Deutschen, dann wieder das sch „des Württembergers im Gegensatz zu dem st des Norddeutschen wird so „lange bestehen, wie das Schibolet der Ephramiter (Richter 12, 6), und „wollen wir wünschen, dafs nicht erst zweiundvierzigtausend Mann fallen „müssen, um eine Gleichheit zu erzielen. Sind wir mit der Tendenz der „Schrift des Herrn Diederichs zwar nicht einverstanden, so müssen wir doch „anerkennen, dafs es eine sehr mühevolle und fleifsige Arbeit ist; eine Arbeit, „die dem Forscher alle Ehre macht und wohl einer besseren Sache würdig wäre.“

Verschiedene Gründe veranlassen mich zu dem Versuch, die N. A. Z. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung) und ihre Meinungsgenossen von der hier ausgesprochenen Ansicht abzubringen. Zunächst bestimmt mich dazu natürlich mein warmes Interesse für die von mir verfochtene uud als vaterländisch wichtig betrachtete Sache, für welche die Gewinnung der so verbreiteten einflufsreichen N. A. Z. und anderer mutmafslicher Gegner gewifs der Mühe lohnt. Sodann ermuntert mich dazu der unparteiische Sinn, welcher der N. A. Z. in ihrem Schlufsworte gestattet, dem sachlichen Gegner eine so

warme persönliche Anerkennung angedeihen zu lassen; ein Sinn, dessen Gerechtigkeitsliebe ich auch bei anderen Gegnern annehme, weil er die notwendige Voraussetzung meines Vertrauens in ihre mögliche Bekehrung bildet. Endlich ermutigt mich dazu die Erklärung der N. A. Z., „dafs der Versuch, der deutschen Schriftsprache durch feststehende Grundsätze eine bestimmte Norm zu geben, dankenswert sei und bleibe;“ denn diese Erklärung beweist, falls ich über die der N. A. Z. früher nachgesagte Feindschaft gegen alle Rechtschreibungsveränderungen nicht falsch berichtet worden bin, dafs sie von jener Feindschaft unparteiisch zurückgekommen ist, was nur aus Gründen geschehen sein kann, welche sie und ihre Meinungsgenossen auch für die Gewinnung einer von Alldeutschland als mustergültig anerkannten Aussprache günstiger stimmen müssen und hoffentlich werden.

Wollte ich nun der ungünstigen Meinung der N. A. Z. über den Wert meiner Bestrebungen die diesen Bestrebungen günstige Ansicht anerkannter Fachmänner entgegenstellen, so würde meine ehrenwerte Gegnerin gewifs nicht das Gewicht der Stimme Daniel Sanders' leugnen, der in der Beurteilung meiner Schrift wörtlich sagt: „und so tritt er der von ihm so genannten „Schnabelsprache“ entgegen, welche — für die einzelnen Volksmundarten voll berechtigt — doch auf dem Gebiete der allgemeinen deutschen „Hochsprache“ zurücktreten und sich einem gesetzmäfsig dem Einheitsdrange gehorchenden Ausgleich fügen mufs;“*) allein wenn auch das Gewicht einer solchen Gegenstimme eine bedenklich machende oder gar erschütternde Wirkung haben sollte, so braucht diese darum doch nicht überzeugend und bekehrend zu sein. Gewifs hat ein Mann wie Daniel Sanders für seine eben ausgesprochene, mir und meinen Genossen günstige Ansicht die besten Gründe; allein er deutet dieselben in vorstehendem Ausspruche nur mit einem einzigen Worte an und dieses („Einheitsdrang“) allein hat für die N. A. Z. offenbar keine überzeugende Kraft. Es wird daher nötig sein, selber jene Gründe hervorzusuchen, zu diesem Zwecke von dem rein theoretischen Standpunkte der N. A. Z. auf denjenigen des praktischen Lebens und seiner Bedürfnisse herabzusteigen und dabei zugleich einer besondern Neigung, einem Naturtriebe des Menschen (eben jenem „Einheitsdrange“) gerecht zu werden.

Frage ich die N. A. Z., warum sie den einzelnen Setzern ihrer Druckerei nicht gestatte, bei der ihnen übertragenen Arbeit ihren verschiedenartigen Rechtschreibungsgewohnheiten oder- ansichten zu folgen, so wird die Redaktion, falls sie die Rechtschreibungsfrage eben so behandelt, wie oben die Frage der Rechtsprechung oder Rechtaussprache, keinen nach ihrer Denkart stichhaltigen Grund anführen können. Sie will niemanden in seiner gewohnten Aussprache gehindert wissen; mit welchem Recht kann sie ihn in seiner

*) Die gleiche Ansicht ist aus den auf den inneren Deckelseiten dieser Schrift wiedergegebenen Urteilen der Professoren Michaelis, Bartsch und Hildebrand herauszulesen und von W. J. in dem ebendaselbst angeführten trefflichen Artikel der Magdeburger Zeitung mit wiederholter Entschiedenheit ausgesprochen.

gewohnten oder vorgezogenen Schreibweise hindern wollen, die ja bei uns, wie selbst J. Grimm bekennt, immer eine mehr oder minder phonetische, also lauttreue, d. h. der anerkannten Aussprache gemäſse gewesen ist? Die N. A. Z. miſsbilligt sogar die auf die bloſse Aufstellung einer einheitlichen deutschen Aussprache gerichteten Bestrebungen und bedenkt nicht, daſs sie damit, ohne es zu wollen, auch den Stab über die jahrhundertelangen rechtschreiblichen Einheitsbestrebungen bricht, welche — wenn auch indirekt und unvollkommen — eine einheitliche Aussprache zur Voraussetzung und Folge hatten und haben. Sie fragt, was bei jenen Bestrebungen (Verständigungen) herauskommen werde, und könnte sich doch sagen, daſs dieselben für Redner, Schauspieler, Vorleser u. s. w. denselben Vorteil herbeiführen müssen, welchen Schreiber und Drucker den rechtschreiblichen Einheitsbestrebungen und -erfolgen verdanken, nämlich den: nicht nur in jedem Winkel des weiten deutschen Sprachgebiets mit Leichtigkeit vollkommen verstanden, sondern auch ohne beleidigtes Ohr und verletzten Geschmack (bezw. beleidigtes Auge), also mit Freude und Genuſs angehört (bezw. gelesen) zu werden, soweit nicht der Inhalt des Gehörten (bezw. Gelesenen) dabei in Betracht kommt.

Wenn ich einem Deutschen — wohl gemerkt, einem solchen, der auf Wohlredenheit ausgeht oder auf solche Anspruch macht — das Recht gesichert wissen will, da scht (bezw. st) zu sprechen, wo die groſse Mehrheit der Gebildeten st (bezw. scht) spricht, also beispielsweise „der *sch*trahlend*sch*te Gei*sch*t“ (bezw. „*s*trahlend*s*te Gei*s*t“) zu sagen, während besagte Mehrheit „der *sch*trahlend*s*te Gei*s*t“ spricht; wie kann ich ihm verbieten wollen, „Vatter“, „jut“, „iber“, „heite“ u. s. w. anstatt „Vater“, „gut“, „über“, „heute“ etc. zu sprechen, besonders wenn ihm erstere Aussprache nicht von den Ungebildeten seiner Heimat als „native Eigentümlichkeit“ überkommen ist, sondern von den Gebildetsten, von Lehrern, Geistlichen oder gar (exempla sunt odiosa!) von Universitätspredigern, deren Aussprache man schon ihrer vorbildlichen Berufsstellung wegen für gut sollte halten dürfen? Und wenn die N. A. Z. in der von ihr ausgesprochenen Ansicht so weit gehen sollte, auch diese Aussprache gelten zu lassen und nur noch in den Wortformen und in der Ausdrucksweise einen sprachlichen Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten anzuerkennen, mit welchem Rechte kann sie dem „Vatter“, „jut“, „iber“ und „heite“ Sprechenden untersagen wollen, auch „Vatter“, „jut“, „iber“ und „heite“ zu schreiben und zu drucken, besonders wenn der von ihr als „bleibend dankenswert anerkannte Versuch, der deutschen „Schriftsprache durch feststehende Grundsätze eine bestimmte Norm zu geben“ die Lauttreue als obersten dieser Grundsätze hinstellt? Um wieviele Jahrhunderte würden wir aber zurückgeworfen, wenn eine so unverständig geduldete, ja gutgeheiſsene und somit gepflegte Mundartlichkeit der Aussprache eine ihrer Buntscheckigkeit mehr oder minder entsprechende Bundscheckigkeit der Schriftsprache zur Folge hätte?!

Sehen wir jedoch von so weit gehenden Folgerungen ab und kehren wir zur oben gestellten Setzerfrage zurück, so wird die Redaktion auf dieselbe

wahrscheinlich erwidern: „Eine Zeitung mufs nicht nur ihrem Inhalte, sondern auch ihrer Form nach eine möglichst ausgeprägte Einheitlichkeit der Anschauungen und Überzeugungen darstellen, sie kann also innerhalb ihrer Spalten ebensowenig ungleiche Schreibungen, wie einander widersprechende Ansichten zur Schau tragen".

Ob die auf ihre besondere Rechtschreibung versessenen Setzer sich mit dieser Entgegnung zufriedengeben werden, ist ungewifs. Sie werden zwar einen, nach der Aussprachtheorie der N. A. Z. ihrem Verlangen günstigen Zusammenhang der Aussprache mit der Schreibung nicht leugnen, mit der Politik u. dgl. aber nicht entdecken können, noch einsehen, wefshalb mundartlich-verschieden gesprochene, geschriebene und gelesene Artikel nicht auch rechtschreiblich-verschieden gedruckt werden können. Sie werden daher vielleicht versuchen, sich die Redaktion durch neue Einwendungen geneigter zu machen und sie dadurch stufenweise zu der schliefslich ärgerlichen Erklärung führen: „Eine Zeitung ist ein selbständiges Blatt; ihr Inhalt rührt zwar von verschiedenen Mitarbeitern her und mag von diesen in einer ihrer Zahl und Denkungsweise mehr oder weniger entsprechenden Rechtschreibungsmannichfaltigkeit eingesandt worden sein, allein er wird von einer einheitlichen Redaktion geprüft, gesichtet, geordnet und dem Publikum gegenüber vertreten, ist demnach als ihre Arbeit zu betrachten und hat in dem von ihr bestimmten Gewande zu erscheinen. Dieses Gewand, d. h. die für die Zeitung angenommene Rechtschreibung, mufs die Redaktion sogar — zur Verhütung zeitraubender Durchsicht und Verbesserung — ihren regelmäfsigen Mitarbeitern ebenso zur Pflicht machen, wie Ihnen (den Setzern) den dieser Schreibung entsprechenden gleichmäfsigen Satz. Übrigens ist die Zeitung mein, an ihr haftet meine Ehre und mein Glück, und ich richte sie nach Form und Inhalt ein, wie mir's am besten dünkt. Ich folge bei diesem Geschäfte Grundsätzen, welche mir nicht nur von theoretischen Erwägungen, sondern auch von der Natur und den Bedürfnissen meines Berufs eingegeben, gleichsam aufgedrungen werden und die ich meinen das Ganze nicht überblickenden Gehülfen oder draufsen stehenden Krittlern zuliebe nicht ändern und aufgeben kann. Ob Sie das begreifen oder nicht, richtig finden oder verkehrt, ist mir zwar nicht gleichgültig, kann und darf mich aber nicht bestimmen, den Bedingungen meines Geschäfts entgegenzuhandeln, seinen Erfolg zu untergraben und mich haltlos vom Wirrwarr entgegenstehender Meinungen hin nnd her treiben zu lassen."

In vorstehenden Worten habe ich die rechtschreibliche Lage und das Interesse der „Norddeutschen Allgemeinen", wie jeder andern Zeitung etwaigen Sondergelüsten oder Anwandlungen des Gehenlassens gegenüber nach bestem Vermögen zu verteidigen gesucht, und es würde mich sehr wundern, wenn die Redaktion der N. A. Z. diese Verteidigung im grofsen und ganzen nicht gutheifsen und billigen sollte, mit dem Bemerken vielleicht, dafs sie so viel Federlesens mit so unvernünftigen Setzern gar nicht gemacht, sondern kurzweg mit meinem Schlufssatze geantwortet haben würde, der ihr Recht betont: ihre Zeitung ganz nach ihrem alleinigen Ermessen zu gestalten.

Wenn dem so ist und die verehrliche Redaktion sich eben so gut in die Lage anderer zu versetzen weifs, wie diese sich in die ihrige hineinzudenken verstehen, so wird sie begreifen und zugeben, dafs ein Lehrer (besonders ein Lese- oder Gesanglehrer) den Schülern seiner Klasse —, ein Schuldirektor sämtlichen Lehrern seiner Anstalt —, ein Schulinspektor allen Lehrern seines Bezirks — und schliefslich der Unterrichtsminister dem gesamten Lehrpersonal seines Landes gegenüber in ähnlicher Lage betreffs der Aussprache ist, wie sie (die Redaktion) ihren Angestellten gegenüber in bezug auf die Rechtschreibung. Dieselbe Lage wird die verehrliche Redaktion dem Intendanten oder Direktor eines Theaters seiner Schauspielertruppe gegenüber, und dem Generalintendanten aller königlichen Theater deren Direktoren gegenüber zuerkennen müssen; auch wird sie eine ähnliche Lage den Professoren der Redekunst, des Kunstlesens (Deklamation), Kunstgesanges u. s. w. nicht absprechen können, gleichviel ob dieselben Angehörige der aussprachlich verschiedensten Teile Alldeutschlands gleichzeitig zu Schülern haben, oder nur mit den allgemein als Verkehrtheiten betrachteten Eigentümlichkeiten der Aussprache ihres Wohnorts im Kampfe liegen. Denn auch diese Männer, — mögen sie sich nun von einer uns allen als Einzelpersonen wie als Gesamtheit inwohnenden Neigung, oder von den Forderungen ihres durchgebildeten Geistes, oder von den einer mundartlichen Aussprache bei Hochgebildeten, namentlich Künstlern, durchaus nicht günstigen Ansprüchen des Publikums bestimmen lassen — bedürfen in den ihnen unterstellten Anstalten der oben betonten Einheitlichkeit, welche ihnen eben so sehr die Zulassung einer buntscheckigen Aussprache verbietet, wie den Zeitungsredaktionen die Duldung einer buntscheckigen Rechtschreibung.

So kommt es denn u. a., dass nach einer oftmals gehörten, bei seiner Besprechung meiner Schrift auch von Daniel Sanders gemachten Aussage*) die den Hannoveranern eigne Aussprache des anlautenden sp und st, welche ihnen die N. A. Z. erhalten wissen will, im Theater ihrer eignen Hauptstadt gar nicht gehört, sondern durch schp und scht ersetzt wird; offenbar, weil die örtliche Theaterdirektion oder die Berliner Generalintendantur, die hannöversche Sonderaussprache nicht duldet. Und wie könnte jene diese dulden, wenn sie einerseits bei der Leitung einer solchen Kunstanstalt auf die Einheitlichkeit der Gesamtdarstellung nicht verzichten will noch darf, andrerseits zur Besetzung der zahlreichen Rollen nicht immer geeignete *Spestēer* zur Hand hat und von den alsdann anzustellenden Schpeschtēern nicht verlangen kann, dafs sie einer Minderheit zuliebe für die Zeit dieser Anstellung auf die Aussprache der ungeheuern Mehrheit der Deutschen verzichten sollen, was, nebenbei gesagt, eine

*) „Blätter für literarische Unterhaltung", Jahrg. 1883, S. 109, 1. Spalte Zl. 10: „Der Verfasser geht von der Aussprache des sp und des st aus, für welche der vermittelnde Ausgleich sich bereits überwiegend und man kann wohl sagen entschieden und entscheidend vollzogen hat, wonach in der reinen, gebildeten Hochsprache, z. B. der Bühnen (auch in Hannover) anlautendes sp und st mit dem Zischlaut, in- und auslautendes ohne denselben gesprochen wird."

lange Zeit hindurch nicht ohne störende Rückfälle möglich sein und nur dann der ungeheuern Mühe lohnen würde, wenn das Verbleiben im Speⁱsteergebiete für alle Zeit gesichert wäre und selbst dem bloſsen Gastspiele bei den übrigen (Mehrheits -) Deutschen auf immer entsagt würde.

Denkt man diesem Beispiele weiter nach und vergegenwärtigt man sich dabei stets die unleugbare Thatsache, daſs wir alle, wie freisinnig auch unsere aussprachliche Lehrmeinung sein möge, bei einiger Feinbidung des Ohrs und Geschmacks an ausgeprägten Provinzialismen (weniger der Ausdrucksweise, als weit mehr der Aussprache) grösseren oder geringeren Anstoſs, oft sogar geradezu Ärgernis nehmen, und daſs somit die Pflege der Mundartlichkeit unserer Aussprache die erfolgvollste Wirkung eines Lesekünstlers, Redners, Schauspielers, Sängers u. s. w. auf das enge Gebiet seiner Mundart beschränken würde, so müssen wir das teilweise Vorhandensein und die noch vollständigere Gewinnung einer von allen gebildeten Deutschen als dialektfrei, also als rein und unanstöſsig betrachteten Musteraussprache für alle Beteiligten, Künstler wie Publikum, als eine groſse Wohlthat, bezw. als ein höchst erstrebenswertes Ziel bezeichnen und denen Dank wissen, die uns, sollten auch unterdessen, statt 42000 Mann, noch viele Millionen von Deutschen zu Grabe gehen, diesem Ziele näher zu führen bemüht sind.

Hierzu kann uns die Schule, auf deren einschlägiges, bei der heutigen Mischbevölkerung grosser Städte, namentlich Berlins, doppelt fühlbares Einheitsbedürfnis näher einzugehen ich mir nach dem bisher Gesagten wohl ersparen kann, nur insoweit verhelfen, als sie die schon vorhandenen, bezw. neu gewonnenen Regeln mustergültiger Aussprache mehr studiert und zu strengerer Anwendung bringt, als das leider bisher in dem meist regellos nach der Lehrer eignen Aussprache oder Willkür erteilten Leseunterrichte geschehen ist. Die schwierigste Arbeit aber verbleibt noch den fürderhin von der ehrenwerten N. A. Z. hoffentlich dazu ermunterten Sprachforschern, welche, wie ich es für die Aussprache von sp st, g und ng gethan, für jeden einzelnen Buchstaben, je nach seiner Stellung, die richtige Aussprache festzusetzen haben und zwar nicht nach theoretischen Gründen von ihrem Studierzimmer aus (in welchem sich beispielsweise leicht und bequem behaupten läſst, daſs g stets Verschluſslaut sein müsse), sondern nach der vorherrschenden, um sich greifenden und somit zukunftssichern Übung unseres in allen Teilen des deutschen Sprachgebiets aufmerksam zu belauschenden Volks.

Möge diese mühevolle und durch die Mannigfaltigkeit der Aussprachserscheinungen oft sehr erschwerte Aufgabe, deren Lösung nur dann des allgemeinen Beifalls würdig und sicher ist, wenn sie sich nachgewiesener- und kontrollierbarermaſsen auf die Beschaffenheit der Aussprache der verschiedensten Teile Alldeutschlands stützt, eine stets wachsende Zahl von Sachkennern anziehen und möglichst bald zu den Ergebnissen führen, deren wir nicht nur zur Aufstellung einer vollständigen Aussprachslehre, sondern auch zu einer durchgreifenden untadelhaften Rechtschreibungsverbesserung noch bedürfen! Dass wir durch eine fest geregelte, sich gegenseitig deckende und erleich-

ternde Aussprache und Schreibung das alsdann leichter erlern- und anwendbare Hochdeutsch und dessen reiches Schrifttum, also die Hauptwurzel und -quelle unserer Vaterlandsliebe und Bildung, nicht nur dem Herzen unseres Volkes näher, sondern auch bei Ausländern zu höherer Geltung und gröfserer Verbreitung bringen werden, bedarf keines besonderen Nachweises, und glaube ich daher nun zum zweiten Gegenstande dieses Anhangs übergehen zu können.

Anmerkung. In Berücksichtigung des unberechenbaren Schadens, welchen die lieblose Härte oder gar Ungezogenheit mancher deutschen Kritiker unserm Volk und Vaterlande dadurch zufügt, dafs sie die deutsche Gesittung bei Ausländern in schlechten Ruf bringt und schüchterne Talente, die sich anderwärts zu geachteter Bedeutung oder gar zu hohem Ruhm emporarbeiten würden, ganz entmutigt und brachlegt, glaube ich hier, nach dem Sprichwort „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil“, den ungenannten Verfasser einer Beurteilung meines Schriftchens abfertigen zu sollen, der am 19. März 1882 in No. 12 des „Sonntagsblatt“ des Berner „Bund“ mit boshaftem Wohlbehagen seiner Überhebung die Zügel hat schiefsen lassen, in dem weidlichen Gefühl: aus dem Schlupfwinkel seiner Ungenanntheit heraus ungestraft sein Mütchen an mir kühlen zu können.

Diesem, vom Redakteur Dr. Widmann auffallenderweise berücksichtigten und dann ungerechterweise sogar gegen die blofse Aufnahme der Urteile von Michaelis und Bartsch geschützten balkenblinden Splitterrichter sei hiermit gesagt: 1) dafs es ihm, der auf dem vermeintlichen Kothurn von Ausdrücken wie „wie und was mafsen“ einher stolziert, sehr schlecht ansteht, mir die „Gravität eines chronischen Kathederbewohners“ (!) und „den blühenden dramatischen Stil eines prädestinierten Philologen“ anzudichten; 2) dafs es leichter aber auch seichter ist, meine Aussprachtabellen, von denen er in seiner „zerstreuten Geistesverfassung“ (!) nur eine bemerkt zu haben scheint, mit frivolem Spott „ehrfurchtgebietend“ zu nennen, als im Alter von sechzig und einigen Jahren, nach einem arbeits- und sorgenvollen Berufsleben, seine wohlverdiente Ruhe und sein sauer erworbenes Geld aus Vaterlands- und Wissenschaftsliebe den langwierigen Beobachtungen zu opfern, welche jenen Tabellen zu Grunde liegen; 3) dafs der von ihm als „elementarer Sprachfehler“ bezeichnete Ausdruck „zwei auf Reise befindliche Damen“ dem Part. praes. des allgemein üblichen „auf Reise sein“ entspricht und sich somit viel besser rechtfertigen lässt, als sein „wie und was mafsen“; 4) dafs es von seiner Seite eine staunenswerte Logik verrät, wenn er den ersten Satz meines Schriftchens wohl „als lateinisch, aber trotzdem (!) nicht als deutsch“ gelten lassen will; 5) dafs ich ihm dieses und der vorhin angedeuteten Schnitzer wegen raten mufs, sich erst im richtigen Denken zu üben, bevor er sich dem Gelüste überläfst, anderen an dem jedenfalls viel unwichtigern Stilkleide zu flicken; 6) dafs sich seine ab- und ausschweifende Einbildungskraft vergebens abgemüht hat, durch geistreich sein sollende Hereinziehung des „Frankfurter zoologischen Gartens“, der „Sitten und Gebräuche der Aschantees“ und anderer Einfältigkeiten die lautlehrliche und sprachphysiologische Unwissenheit zu verdecken, welche ihm den Ausdruck „Reibelaut“ als befremdlich neu und, statt der ausgestofsenen Luft, die wohl nur beim Essen und Trinken beobachtete Zunge als das erscheinen lässt, „was da so reibt;“ 7) dass ich mich bereitwillig seinen 5000 Bittstellern anschliefsen werde, sobald sich dieselben statt einer läppischen Verwahrung gegen die „kannibalische Aufführung“ der Zunge beim Sprechen, „aus Humanitätsgründen“ die offene Zurechtweisung der gefühl- und gewissenlosen Federhelden vornehmen, die sich nicht scheuen noch schämen, den Versuch zu machen, mit ihrer galligen Tinte Männer zu besudeln, deren ehrenwertes Streben und Arbeiten ihnen bei etwas mehr Wohlerzogenheit und edler Gesinnung Achtung einflöfsen würde.

Nachdem ich hiermit — meiner Neigung und Gesinnung entgegen, aber der Verbesserung unserer Zustände zuliebe — den herausfordernden Schmäher, ohne ihn zu

einem Jabruder machen zu wollen, von seinem hohen und stolzen Schlachtross auf den niedrigern und bescheidenern Esel herabgesetzt habe, darf ich vielleicht hoffen, ihn hinfort (selbst in seinem Versteck) für „Pomade“, „Zahnbürstchen“ und „Taschentuch“ so viel eigne Verwendung finden zu sehen, dass ihm und jedem anständigen Blatte die Lust fehlen wird, sie anderen als Bedarf anzuempfehlen.

Um auch noch den letzten (dritten) meiner wenigen Tadler zu berücksichtigen, mufs ich Herrn Dr. E. Lohmeyer, der mir im übrigen Anerkennung spendet und dessen Ehrenhaftigkeit, gleich derjenigen der N. A. Z., durch vorstehende Abfertigung des Berner (?) Krittlers nicht im entferntesten berührt wird, offen gestehen, dafs ich zunächst meine von ihm in Dr. Fricke's „Reform“ (Jahrg. 1882, S. 134) „verzwickt“ genannte Lautbezeichnung wegen des natürlichen Zusammenhangs zwischen den darzustellenden Lauten und den dafür gewählten herkömmlichen Buchstaben den Laien gegenüber für viel leichtverständlicher halte, als seine und anderer Bezeichnungen; — dafs ich ferner nicht begreife, durch welche neue Wörter ich das Verständnis meiner Schrift erschwert haben soll, dafs ich mir aber, wenn auch keineswegs einer „Vorliebe“, so doch einer unbezwinglichen Neigung zur Bildung langer Sätze bewufst bin und dieselbe weder gutheifsen noch damit entschuldigen will, dafs sie zum Teil dem Wunsche entspringt, in wenig Worten möglichst viel zu sagen und durch Einschränkungen oder Erweiterungen die Zuverlässigkeit meiner Aussagen zu erhöhen; — endlich dass die von ihm als „sehr allgemein gehalten“ bezeichneten Urteile der Professoren Michaelis, Bartsch und Hildebrand (s. Deckeldruck!) an Deutlichkeit nichts zu wünschen lassen, jedenfalls seiner eignen Ansicht von der Aussprache des *g* als ausnahmslosen Verschlufs- oder Schlaglauts entschieden zuwiderlaufen und der meinigen entweder geradezu beistimmen (Michaelis, Hildebrand), oder sich doch, wenn man wortklaubern will, zu der von mir betonten Notwendigkeit einer gegenseitigen Nachgiebigkeit der Parteien bekennen (Bartsch). Und was sagen in ersterer Hinsicht „die zwingende Exaktheit“ und die „unausweichbaren Ergebnisse“ im Urteile der „Magdeburger Zeitung“ anderes?

II.

Weitere (anderartige, erschöpfendere, die Erkennung und Aneignung — bezw. Abgewöhnung — erleichternde) **Besprechung des Kehlreibelauts (ch, g) und seiner Verjoddelung.**

(Wenig veränderte und nur um eine Nachschrift vermehrte Wiedergabe eines 1883 in Nr. 1 und 2 der Dr. Vietor'schen Zeitschrift von mir veröffentlichten Aufsatzes).

Drei Fragen und Antworten.

1. Frage: Was soll ich unter einem scharfen oder harten Jodd verstehen (welches hier durch *j* dargestellt werden soll)?

Antwort: Sprichst du den dir wohl bekannten, zwischen der Unterlippe und den darauf gestemmten Oberzähnen gebildeten Reibelaut w möglichst weich, deutlich und lang anhaltend aus, so wirst du während seiner ganzen Dauer nicht nur sein eigentümlich mitlautliches Geräusch, sondern auch — ähnlich wie bei der Aussprache eines m, n oder l — deine Stimme ununterbrochen tönen hören; w ist eben ein weicher und tönender Reibelaut. — Sprichst du hiernach das dir nicht minder geläufige f aus, welches den dem weichen w-Laut entsprechenden Hartlaut darstellt, so wirst du jenes mitlautliche Geräusch wesentlich verstärkt und verschärft finden, deine Stimme aber nicht mehr vernehmen, denn f ist ein harter und tonloser Reibelaut. — Sprichst du hierauf beide Laute abwechselnd aber ohne Unterbrechung

hintereinander aus (wfwfwf....), doch so, dafs jeder einige Zeit dauert, so wirst du bald merken, dafs die Luft, welche beim w zwischen den einander unwillkürlich genäherten und deshalb tönenden Stimmritzenbändern des Kehlkopfs spärlich empor gelassen wurde und dann ruhig aus der Zahn-Lippen-Enge hervortrat, beim Beginn des f, vermittelst einer starken Lungenzusammenziehung, massenhaft durch die weit geöffnete und deshalb tonlos bleibende Stimmritze in den Mund getrieben wird, aus welchem wir sie daher durch die unveränderte Zahn-Lippen-Enge weit schärfer und geräuschvoller hervortreten hören als beim w, eine Erfahrung, die sich bei vergleichender Aussprache anderer weicher und harter Reibelaute, z. B. des ſ und ſs wiederholen wird. — Sprichst du nun in gewohnter Weise, d. h. wie in ja, je, Judas u. s. w., das Jodd bei von selbst verengter Stimmritze mit spärlichem Luftverbrauch weich und tönend aus und stöfsest dann, wie beim Übergang vom w zum f (vom ſ zum ſs u. s. w.) aus plötzlich aber anhaltend zusammengeprefster Lunge einen bedeutend mächtigern Luftstrahl durch die erweiterte Stimmritze aber unverändert schmale Enge der Mundstelle, wo zwischen Mittelzunge und hinterm Hartgaumen der Joddlaut gebildet wird, so erhältst du den gewünschten scharfen oder harten Joddlaut, den die öftere Wiederholung des eben angestellten Aussprachversuchs dir so vertraut machen wird, dafs du ihn nicht nur jederzeit frei hervorbringen und leicht erkennen, sondern auch von dem richtigen kehlreibigen ch-Laut, von welchem nun die Rede sein soll, sehr gut unterscheiden kannst.

2. Frage: Welches ist die richtige Aussprache des ch und des ihm als scharfer Auslaut gleichen, als weicher Inlaut gleichartigen g? Und welches ist die Grenze, deren Überschreitung diese Kehlreiber (den weichen wie den harten) verjoddelt, d. h. in weiches (j), bezw. hartes Jodd (*j*) verwandelt?

Antwort (in welcher deutsches g den ch-artigen weichen Kehlreibelaut, lateinisches g den k-artigen weichen Verschlufs- oder Schlaglaut bezeichnen soll): Soviel ich weifs, sprechen alle gebildeten Deutschen das k in gleicher Weise aus, und was sich auch über die Aussprache der Aachener und über den Unterschied von Aachen und Mamachen etc. sagen lassen mag, so ist doch eine gleiche Aussprache des ch nach den sog. dunkeln Selbstlauten a, o, u, au kaum minder allgemein anzunehmen. Dieser letztere echte Kehl-Reibelaut teilt nun bei richtiger Aussprache, im In- wie im Auslaute, mit dem k und dem diesem gleichartigen anlautenden g (Verschluss- oder Schlag-g) die Eigentümlichkeit, je nach dem ihm vorhergehenden Laute (dem Vorlaute) bald höher (mehr nach vorn), bald tiefer (mehr nach hinten) hervorgebracht zu werden und nach folgender Ordnung der Vorlaute: l, i (ei, ai), r, é, è, ö́, ö̀, ü (eu, äu) — ó, ò, a, u (au), über welchen der Akutus (´) „geschlossen“, der Gravis (`) „offen“ bedeutet, allmählich von oben (vorn) nach unten (hinten) hinabzusteigen und zwar so, dafs das ch und Reibe-g auf allen Kehlstufen von l bis u hinab immer eine tiefere Stelle einnimmt als das demselben Vorlaute folgende k oder Verschlufs-g. Diese beständige und gleich-

mäſsige Tieferlage des ch, bezw. des Reibe-g, gegenüber dem k, bezw. Verschluſs-g, welche der schlagendste Beweis für die Richtigkeit des von mir verteidigten unverjoddelten ch und Reibe-g ist, trifft jedoch bei den Joddlern nur nach a, o, u (au), nicht aber nach den Buchstaben l, i (ei, ai), r, e, ö, ü (eu, äu), zu, welche schon aus diesem Grunde, wie es oben geschehen, von jenen getrennt zu werden verdienen, sich aber auch durch den verhältnismäſsig groſsen Sprung vom ü (eu, äu) zum o als die obere Abteilung der sog. hellen Vokale von der untern Abteilung der sog. dunkeln Vokale natürlich scheiden. Die Verjoddler des ch und Reibe-g sprechen diese Buchstaben nämlich nach l, r und den hellen Selbstlauten i, e, ö, ü nicht in der Kehle (dem hintermundlichen Weichgaumen) und an einer je nach dem Vorlaute wechselnden Stelle derselben aus, sondern im (mittelmundlichen) hintern Hartgaumen, an der stets gleichen Entstehungstelle des Jodd. Während sie also durchweg in Wörtern wie doch, Dach, Buch, Bauch — Trog, Tag, Lug, Aug' — pochen, wachen, suchen, rauchen das ch und auslautende g als richtigen scharfen und in Wörtern wie Bogen, tragen, Tugend, taugen das inlautende g als richtigen weichen Kehlreibelaut hören lassen, sprechen sie Wörter wie Milch, Dolch, nicht, leicht, Laich, Monarch, echt, ächten, höchlich, möchte, Gezücht, euch, Gesträuch — tilg', Talg, eifrig, kundig, Teig, steig', Berg, karg, Weg, zög, trüg, Zeug — Milcher, erdolchen, kriechen, eichen, laichen, schnarchen, Rechen, rächen, röchen, Küche, Seuche, Sträucher mit einem scharfen Jodd, wie Mil*j*, Dol*j*, ni*j*t, lei*j*t .... til*j*, Tal*j*, eifri*j*, kundi*j* ... mil*j*en, erdol*j*en, krie*j*en u. s. w. aus und lassen tilgen, balgen, Igel, eigen, bergen, borgen, wegen, zögern, Rüge, Zeuge, äugeln mit einem weichen Jodd wie tiljen, baljen, Ijel, eijen u. s. w. ertönen.

Da das Jodd ein im Mittelmunde erzeugter Hartgaumen-Laut ist, ch und reibelautiges g aber, dessen Ersetzung durch den Buchstaben j wir daher auch nie zugeben dürfen, im Hintermunde gebildete Weichgaumen- oder Kehllaute sind, zu welchen auch das stets mehr nach vorn gelegene, also dem Jodd nähere k und Verschluſs-g gehört, so bezeichnen diese harten und weichen k-Laute die obere (vordere) Grenze des richtigen (kehlreibigen) ch und Reibe-g. Wer sich also durch die vorhin unter Frage 1 empfohlene Einübung des scharfen Jodd (*j*) und Belauschung beider Jodd (j, *j*) noch nicht befähigt fühlt, den harten und weichen Laut derselben sofort an deren eigentümlichem, widrig weichlichen Klange zu erkennen und von kehlreibigem ch und g gehörsmäſsig zu unterscheiden, der braucht bei der Untersuchung der Natur seiner gesprochenen ch und Reibe-g nur ein k, bezw. ein Verschluſs-g, an deren Stelle zu sprechen und darauf zu achten, ob jenes ch und Reibe-g hinter oder vor der Artikulationsstelle dieses k und Verschluſs-g entstand. In ersterm Falle hat er das ch und g richtig, weil kehlreibig gesprochen, im andern Falle aber falsch als hartgaumiges Jodd.

Der Joddler macht (nach Schmelz- und hellen Selbstlauten) beim Übergange von ch und Reibe-g zum k und Verschlufs-g eine Zungenbewegung von vorn nach hinten, also rachenwärts, der Richtigsprechende aber eine Bewegung von hinten nach vorn, d. h. lippenwärts, denn die drei in Frage stehenden weichen Laute folgen einander rachenwärts wie j, (Verschlufs-)g, (Reibe-)g, und die harten wie *j*, k, ch. Hat sich also der Untersucher seiner Aussprache als einen Joddler erkannt, so ist ihm, bevor er obige Beispiele von Milch bis Sträucher und von tilgen bis äugeln richtig einübt, die Aussprache folgender, von vorn nach hinten fortschreitender Übergänge anzuempfehlen, bei welchen es gleichgültig ist, ob die Durchgangswörter auf k und Verschlufs-g (wie das englische milk, das französische monarque und das deutsche nickt, gezückt, Talk, recken u. s. w.) wirklich vorkommen oder nicht:*) Mil*j* — Milk — Milch, Dol*j* — Dolk — Dolch, ni*j*t — nikt — nicht, lei*j*t — leikt — leicht .....; til*j* — tilk — tilg', Tal*j* — Talk — Talg, eifri*j* — eifrick — eifrig, kundi*j* — kundick — kundig, Tei*j* — Teik — Teig ....; Mil*j*er — Milker — Milcher, erdol*j*en — erdolken — erdolchen, krie*j*en — krieken — kriechen ....; tiljen — tilgen — tilgen, baljen — balgen — balgen, Ijel — Igel — Igel, eijen — eigen — eigen .....

3. Frage: Was versteht man unter einem Ichlaute und einem Achlaute und was ist von dieser Unterscheidung zu halten?

Antwort: Unter dem Ichlaut versteht man wortgemäfs den Laut des ch nach einem i, unter dem Achlaut den Laut des ch nach einem a; man denkt sich aber unter jenem den ch-Laut nach allen sog. hellen, unter diesem den ch-Laut nach allen sog. dunkeln Vokalen. Diese Benennungen des ch und ihre Anwendungen zeigen verschiedene schwache Seiten, auf welche ich hier glaube aufmerksam machen zu sollen. Erstens erwecken sie den Argwohn, dafs ihr Erfinder den Laut, bezw. die Entstehungsstelle, des ch nach i (ei, ai) für dieselbe gehalten habe wie diejenige nach l, r, e, ö, ü (eu, äu) und den Laut, bezw. die Entstehungsstelle, des ch nach a für dieselbe, wie nach o, u (au). Es gibt aber, wie wir gesehen haben, eben so gut einen Elch-, Erch-, Ech-, Öch- und Üchlaut, wie einen Ichlaut und eben so gut einen Och- und Uchlaut, wie einen Achlaut, so dafs man den Ich- und Achlaut nur als Vertreter der obern (vordern), bezw. der untern (hintern) ch-Gruppe, nicht aber als deren Gesamtdarsteller oder Inbegriff, Verkörperer anzusehen hat. — Zweitens läfst die Unterscheidung eines Ich- und Achlauts den Glauben aufkommen: das ch nach i (oder das der obern — vordern — Entstehungsstufen) sei von dem ch nach a (dem ch der untern — hintern — Entstehungsstufen) lautlich wesentlich verschieden. Das ist aber beim ch (auch beim Reibe-g) nicht mehr der Fall als beim k und Verschlufs-g, in dessen zwar stets höheren, aber den verschiedenen Entstehungs-

*) Man beachte, dafs die j der Erstwörter, trotz der wechselnden Vorlauter, stets an derselben Mundstelle erzeugt werden, während die k und ch der Zweit- und Drittwörter, je nach dem Vorlaute, einen höhern oder tiefern Standort zeigen.

stufen des ch doch ganz entsprechenden Lagen. Hiernach sollte man also von einem Ich- und Achlaut des ch ebensowenig reden, wie von einem Ick- und Ack- oder Tick- und Tacklaute des k. — Ich komme daher drittens auf die Vermutung, dafs der Erfinder des Ich- und Achlauts einer unserer in Altdeutschland verhältnismäfsig wenig zahlreichen, im germanisierten Gebiete der Slawen aber vorherrschenden Joddler gewesen ist, die in ihrem ch nach i (bezw. l, r, e, ö, ü) zwar einen von ihrem ch nach a (bezw. o, u) sehr verschiedenen Laut erkennen, aus demselben aber den wirklich darin steckenden scharfen Joddlaut nicht heraushören, wahrscheinlich weil unser Abc für diesen unrichtigen Laut keinen Buchstaben hat und deshalb den Gedanken an sein (des Lautes) Vorhandensein gar nicht aufkommen läfst.

Hiernach gelange ich zu dem Schlusse, dafs die Unterscheidung eines Ich- und Achlauts eine unglückliche ist, weil sie in nachteiligster Weise die unerbittlich zu bekämpfende Verwechselung des oberstufigen ch mit einem scharfen (des g mit einem weichen) Jodd befördert, zwar an eine zweifache Hauptlage des ch (bezw. g), nicht aber an deren oben von mir aufgestellte zahlreiche Abstufungen glauben läfst und an sich eben so wenig wie beim k (g) durch eine sinnlich oder begrifflich wesentliche Lautschattierung gerechtfertigt wird.

Es bleibt nur eine Wahl: entweder haben wir, dem Kehl-Schlaglaut k entsprechend, nach allen möglichen Vorlauten einen für Mund und Ohr sich wesentlich gleichbleibenden Kehl-Reibelaut und nennen und schreiben ihn dann — blofs Weiche und Härte unterscheidend — stets gleich, oder wir haben, je nach den Vorlauten, zwei wesentlich verschiedene Reibelaute des ch (bezw. g) und geben ihnen dann auch verschiedene Namen und Zeichen. Da die erstere (consequent kehllautige) Aussprache die physiologisch regelmäfsigere, lautlich edlere und geographisch wohl auch verbreitetere ist (sie zählt nämlich nicht nur einen sehr grofsen Teil der Nord- und Mitteldeutschen zu Anhängern, sondern, so viel ich weifs, alle Süd- und mittleren Ostdeutschen); so ist die Wahl nicht schwer und fällt zu Gunsten des von mir verteidigten Kehlreibers aus.

Vorstehende Antworten scheinen mir geeignet, die Verjoddler des Reibe-g und ch über die betreffende Eigentümlichkeit ihrer Aussprache gründlich aufzuklären und ihnen ein Mittel an die Hand zu geben, sich von derselben zu befreien, auch wenn ihnen Richtigredende, die durch Vorsprechen und Verbessern solche Arbeit erleichtern könnten, nicht zur Seite stehen. Somit könnte ich glauben, ein gutes Werk gethan und der Joddelei den Keim des Siechtums eingeimpft zu haben; aber ich kenne meine Landsleute zu gut, um auf viel mehr zu rechnen als eine Bereicherung oder Berichtigung ihrer einschlägigen Lehrmeinung. Ja, wenn sich meine Auseinandersetzungen auf die richtige Aussprache des Englischen und des Französischen, oder des Lateinischen und Griechischen bezögen, dann würde ich nicht nur Schulstaub aufwirbeln und Meinungsstreit entstehen sehen, sondern auch die erfreuliche Erfahrung machen, dafs die von der Richtigkeit meiner Ansicht Überzeugten sich eifrigst bestreben

würden, ihre bisherige Aussprache zu verbessern, was in betreff unsrer Muttersprache sogar die wenigsten Lehrer thun, diejenigen nicht ausgenommen, welche deutschen Lese- und Sprachunterricht zu erteilen haben.*)

Obgleich die Frage: ob ausschliefsliches Verschlufs-g, oder ausschliefsliches Reibe-g, oder beide nebeneinander gelten sollen, hier nicht zur Verhandlung steht und von mir durch vorstehende Schrift in letzterm Sinne beantwortet worden ist; so möchte ich doch infolge einzelner Erfahrungen, die ich bei meinen jüngsten Sprachuntersuchungen zwischen Helgoland und Stettin, Berlin und Minden gemacht habe, diese Gelegenheit zu der Bemerkung benutzen: dafs auschliefsliches Kehlreibe-g ebensowenig Anstofs erregt, wie ausschliefsliches Verschlufs-g, vorausgesetzt, dafs bei beiden die Weichlaute nicht hart, also weder im An- noch Inlaut wie ch und k gesprochen werden. Anstofs (um nicht zu sagen Ekel) erregt unter Feingebildeten nur der für geschriebenes g gesprochene Joddlaut und zwar eben so gut in Verbindung mit hellen, wie mit dunkeln Vokalen (jejen, Jeije — Jarnison, Drajoner). Dafs diese im Anlaut allgemein verurteilte Verjoddelung, die nicht ihrer Stellung, sondern ihrer Weichlichkeit wegen so unbeliebt ist, im In- und Auslaute kaum minder verwerflich ist, liegt auf der Hand, und will ich daher mit denen nicht rechten, welche dieselbe im In- und Auslaut bei hellen Selbstlauten gutheifsen möchten. Nur eins liegt mir besonders am Herzen, und möchte ich hiermit allen Unterrichtsbehörden und Schulinspektoren ans Herz legen, dafs nämlich durch die regellosen Eingriffe, welche sich manche Lehrer in die örtliche Aussprache ihrer Schüler erlauben, nicht die Sicherheit verloren gehe, deren sich bisher ein jeder bei seiner mundartlichen Aussprache des Hochdeutschen erfreute. Tausendmal besser: ein Lehrer läfst seine Schüler bei der festen Aussprachsgewohnheit ihrer Heimat verharren, als dafs er sie ohne fest begründete und streng durchgeführte Regel in haltlosen, die Entwickelung unsrer Aussprache und die Muttersprachliebe der Schüler schädigenden Wirrwarr hineinkorrigiert, wie mir derselbe mehrmals entgegengetreten ist! Wer also das verjoddelte g seiner Schüler verbessern will, der thue es überall und wer nach der von mir aufgestellten (mitteldeutsch versöhnenden) Regel „Anlaut süddeutsch, In- und Auslaut norddeutsch!“ dem g zwei Laute zuerkennt, der bedenke, dafs wohl der Anlaut ein andrer sein kann als der In- und Auslaut, dafs diese letzteren aber stets gleicher Art sein müssen, weil sie, wie in Weg — Wege, wach — wachen, ineinander übergehen können und dann nicht umgeartet werden dürfen, sondern sich (abgesehen von ihrer Verschärfung im Auslaut) gleich-

*) So habe ich einen, wenigstens schriftstellerisch als Leselehrer hervorragenden Schulmann seine Zuhörer bei der Besprechung der weichen und harten Mitlaute ermahnen hören, dieselben wohl zu unterscheiden und Wörter wie „peklaiten und peklaiten“ ja nicht zu verwechseln. Dafs mit diesen meinem Ohr ganz gleich und unverständlich erklungenen Wörtern „bekleiden“ und „begleiten“ gemeint sein müfsten, fiel mir erst später ein, weil mir der Gedanke zu fern lag, dafs Wörter von so verschiedenem Lautgehalte je verwechselt werden könnten.

bleiben müssen. Wer den für anlautendes g empfohlenen Kehlverschlufs auch auf inlautendes g anwendet, auslautendes g aber kehlreibig sprechen läſst, wie z. B. in gegenwärtig (gegenwärtich), der bedenkt nicht, dafs durch Verlängerungen wie gegenwärtiger, vergegenwärtigen u. s. w. jenes auslautende kehlreibige g hier durch sein Verfahren in ein verschlufslautiges g umgewandelt, also ganz unzulässigerweise in seiner Natur geändert wird.

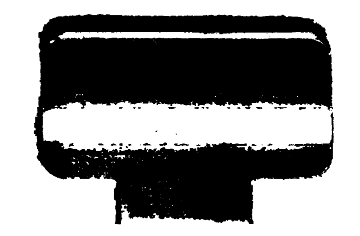
Nachtrag. Ein mit mir befreundeter, sachverständiger Joddler will die beständige gleichmäſsige Tieferlage des ch (bezw. des Reibe-g) gegenüber dem k (bezw. Verschlufs-g), welche ich hier auf S. 42, Zl. 2 u. 3, als schlagendsten Beweis für die Richtigkeit des von mir vertretenen unverjoddelten ch und Reibe-g angeführt habe, als solchen Beweis nicht gelten lassen, weil der Übergang von den Schmelz- und hellen Selbstlauten zum Jodd nach Lage der beteiligten Sprachwerkzeuge ein sehr erklärlicher und leichter sei.

Man kann diese Behauptung ohne jeden physiologischen Nachweis schon deshalb zugeben, weil die Joddelei nicht so weit verbreitet sein würde, wenn sie für die Lage und Bewegung der Sprachwerkzeuge besondere Unbequemlichkeiten mit sich führte. Solche Unbequemlichkeiten wird aber auch der Aachener leugnen, wenn er das ch und g nach dunkeln Selbstlauten eben so verjoddelt wie nach hellen und dadurch wenigstens diesen stets gleich geschriebenen Buchstaben auch lautlich eine gleichmäſsige Behandlung angedeihen läſst, welche der von mir hier bekämpften einseitigen Verjoddelung des ch und g nach Schmelz- und hellen Selbstlauten ganz abgeht. Freilich verschwindet bei dieser gleichmäſsigen Behandlung der danach nicht mehr schriftberechtigte ch- und g-Laut vollständig und wird durch den j-Laut ersetzt, der demgemäſs eben so ausschlieſslich geschrieben werden müſste, wenn die angeblich Aachener Aussprache allgemein wäre.

Gleich folgerichtig wie die ausnahmlichen Aachener verfahren alle Nichtjoddler, indem sie dem von jenen ganz beseitigten ch und g seinen besondern vom Jodd ganz verschiedenen Laut überall belassen, denselben ausnahmslos im Weichgaumen (der Kehle) erzeugen und ihm dadurch nicht nur das Recht, ein besondrer Laut zu sein, sondern auch die Einheitlichkeit sichern, welche er als Buchstabe besitzt und beim Wechsel der ihn erzeugenden Organe notwendig einbüſst.

Aber nicht nur diesen entscheidenden Vorteil haben meines gleichen vor den Joddlern voraus, welche den ch- (g-)Laut nach Schmelz- und hellen Selbstlauten aus der Kehle in den (Hart-) Gaumen überspringen und dadurch in seiner Art verändern lassen, sondern sie sichern dem Laute auch auf allen Stufen das durch seine Vorlaute bedingte bezeichnende Auf- und Niedersteigen, welches ihm die Joddler zwar auf den unteren Stufen (nach u, a, o) gestatten und als eigenartig zuerkennen, auf den Oberstufen aber versagen, indem sie ihn hier an eine Stelle verweisen, die für feinere Schattierungen ihres Lauterzeugnisses keinen Spielraum läſst und nichts anderes hervorzubringen vermag, als das immer gleiche, nur nach Schwäche und Stärke unterscheidbare und demgemäſs auch zu schreibende Jodd. Wer den hier hervorgehobenen Organwechsel und die Unterbrechung des zwischen dem ch (g) und seinen Vorlauten stattfindenden Gleichlaufs (Parallelismus) bedenkt, der wird die in betreff der Lautung, Benennung und Schreibung des ch (g) von den Joddlern begangene Unfolgerichtigkeit nicht leugnen können und die unverjoddelte Aussprache, die zugleich die wohllautendere ist, als die richtigere anerkennen müssen. Umsomehr wird der Nichtjoddler seinem Kehllaute treu bleiben, der, wenn er auch in Mittel- und Norddeutschland weniger verbreitet sein sollte, als seine Verjoddelung, doch durch den Süden und Osten eine groſse Mehrheit der Sprachdeutschen für sich haben wird.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.




Digitized by Google

